

Praxis der Jungenarbeit

12



Jungen schützen

am 10. Mai 2012 in Köln



Praxis der Jungenarbeit

12

**Dokumentation
zur 11. Konferenz
Praxis der Jungenarbeit**

„Jungen schützen“

am 10. Mai 2012 im LVR in Köln

Eine Veranstaltung von

**LVR-Landesjugendamt Rheinland
Paritätisches Jugendwerk NRW
Landesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit in NRW e. V.**

Impressum

Herausgeber: Landschaftsverband Rheinland, LVR-Landesjugendamt Rheinland
Paritätisches Jugendwerk NRW
Landesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit in NRW e. V.

Redaktion: Alexander Mavroudis

Gestaltung: Alexander Schaefer

Fotos: Landesarbeitsgemeinschaft Kunst & Medien NRW (Titel)

Druck: Druckerei des Landschaftsverbandes Rheinland

Auflage: 700

Gefördert mit Mitteln aus dem Kinder- und Jugendförderplan des Landes
Nordrhein-Westfalen.

Köln, Juli 2013

Bezugsanschrift:

Landschaftsverband Rheinland, LVR-Dezernat Jugend, Frau Breyer, 50663 Köln,
Telefax 0221/82841314; E-Mail: hendrika.breyer@lvr.de

Kosten: 5,- EUR

Inhalt

Vorwort.....7

Teil A: Der Fachvortrag

**Das neue Bundeskinderschutzgesetz –
Grundlage für einen besseren Schutz von Jungen vor Gewalt in der Kindheit!?**
Dr. Dirk Bange, Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und
Integration, Hamburg..... 13

Teil B: Die Praxisforen

Forum 1
Familien machen Jungen, sie haben keine (andere) Chancen
Dirk Achterwinter, Bielefeld und Diakonie Gütersloh e.V.....33

Forum 2
Helden wie wir - Jungs zwischen „E-Sport“ und Online-Sucht
Markus Wirtz, Drogenhilfe Köln e.V.....41

Forum 3
**Sexueller Missbrauch an Jungen in pädagogischen Institutionen –
Präventionsmöglichkeiten**
Marcus Wojahn, mannigfaltig Minden-Lübecke e.V., Minden45

Forum 4
**„Wie ein Kreis im Meer von Quadraten“ – Schwule Jungs und
Heteronormativität**
Torsten Schrodtt, Sozialverein für Lesben und Schwule e.V.,
Ruhrgebiet/Niederrhein61

Forum 5

Kann ich Jungs vor Kriminalität schützen?

Rüdiger Funk, Prädikant (EKiR), Evangelische Gefängnisseelsorger, Wuppertal75

Forum 6

Was Jungen in der Schule suchen - und wie Fachmänner sie stärken können

Bernd Hellbusch, Gelsenkirchen.....83

Anhang

Informationen zur Fachstelle Jungenarbeit in NRW e.V, Dortmund.93

Die Dokumentationen der Konferenzen „Praxis der Jungenarbeit“ 1–1198

Vorwort

Reinhard Elzer
LVR-Dezernent Jugend
im Landschaftsverband
Rheinland

Dr. Volker Bandelow
Vorsitzender des
Paritätischen
Jugendwerkes NRW

Renato Liermann
Vorstand der
Landesarbeitsgemeinschaft
Jungenarbeit in NRW e. V.

St. B. V. u. R. K.

Teil A: Der Fachvortrag

Das neue Bundeskinderschutzgesetz – Grundlage für einen besseren Schutz von Jungen vor Gewalt in der Kindheit!?

Dr. Dirk Bange, Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration, Hamburg

Das Bundeskinderschutzgesetz (BKISchG) wird derzeit breit diskutiert (z.B. Meysen 2012; AGJ & Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter 2012; Deutscher Bundesjugendring 2012). Um die Frage beantworten zu können, ob das Gesetz eine Grundlage für den besseren Schutz von Jungen vor Gewalt in der Kindheit ist, stelle ich zuerst die wichtigsten gesetzlichen Änderungen des BKISchG dar. Im zweiten Teil des Vortrags präsentiere ich Ihnen neuere Untersuchungsergebnisse über Jungen als Opfer von Gewalt in der Kindheit, um die Bedeutung des Themas zu verdeutlichen. Anschließend gehe ich der Frage nach, warum es uns auch in der Jungenarbeit bis heute so schwer fällt, Jungen als Opfer wahrzunehmen und anzuerkennen. Daraus leite ich abschließend einige Forderungen an eine bessere Jungenarbeit ab.

1 Die wichtigsten Inhalte des Bundeskinderschutzgesetzes

Das BKISchG setzt sich aus drei Teilen zusammen:

- Gesetz zur Kooperation und Information im Kinderschutz (KKG)
- Veränderungen im SGB VIII
- Änderungen anderer Gesetze

Die zentralen Inhalte des Gesetzes umfassen die *Frühen Hilfen*, die *Kooperation der Fachkräfte* der unterschiedlichsten sozialen Dienste und die *Wahrnehmung des Schutzauftrages* des Staates gegenüber den Mädchen und Jungen.

Frühe Hilfen

Durch die gesetzlichen Änderungen wird keine neue Hilfesäule *Frühe Hilfen* etabliert. Allerdings werden sie erstmals gesetzlich definiert und geregelt (AGJ & Bundesarbeits-

gemeinschaft der Landesjugendämter 2012, Seite 1; Meysen 2012, 53). Durch die Frühen Hilfen sollen die Erziehungs- und Gesundheitsförderungskompetenzen der Eltern bereits ab der Schwangerschaft gefördert werden, um die Eltern-Kind-Bindungen zu stärken und die Entwicklungsmöglichkeiten von Kindern bestmöglich zu unterstützen. Dadurch sollen die Risiken für ihr Wohl möglichst früh wahrgenommen und Gefährdungen systematisch abgewendet werden (Bundestagsdrucksache 17/6256, Seite 17).

Der Kern des Gesetzes ist die Verpflichtung der Fachkräfte zur Kooperation und die Vorhaltung eines möglichst frühzeitig greifenden, koordinierten und multiprofessionellen Informations- und Hilfeangebots vor allem für Eltern mit Kindern in den ersten Lebensjahren sowie für schwangere Frauen und werdende Väter (§ 1 Abs. 4 KGG). Dazu müssen vor Ort Netzwerke *Frühe Hilfen/Familienhebammen* geschaffen werden (§ 3 Abs. 4 KGG). Die Ziele, die mit den verbindlichen Netzwerken verfolgt werden, sind:

- Es soll eine geregelte Zusammenarbeit der zuständigen Institutionen im Kinderschutz etabliert werden.
- Die Institutionen sollen sich gegenseitig über ihr jeweiliges Angebots- und Aufgabenspektrum informieren.
- Im Netzwerk sollen strukturelle Fragen der Angebotsentwicklung geklärt werden, um vor Ort ein passendes Angebot zu gestalten.
- Die im Kinderschutz angewandten Verfahren sollen aufeinander abgestimmt werden (§ 3 Abs. 1 KGG).

Es sind so gut wie alle Institutionen aufgefordert, sich an den Netzwerken zu beteiligen (vom Krankenhaus über Gesundheitsdienste, Schulen, die Kinder- und Jugendhilfe bis hin zur Polizei). Der öffentliche Träger der Kinder- und Jugendhilfe – sofern das Landesrecht keine andere Regelung vorsieht – lädt zu den Treffen ein und koordiniert die Organisation der Netzwerke. Es sollen Vereinbarungen über die Zusammenarbeit geschlossen und vorhandene Strukturen genutzt werden (§ 3 Abs. 2 und 3 KGG). Der Bund stellt zur Umsetzung der Bundesinitiative „Netzwerke Frühe Hilfen/Familienhebammen“ im Jahr 2012 30 Mio. EURO, im Jahr 2013 45 Mio. EURO und ab dem Jahr 2014 jährlich 51 Mio. EURO zur Verfügung.

Schwangere Frauen und werdende Väter werden im BKiSchG neu als Zielgruppe der Jugendhilfe definiert. Sie sind in Zukunft über das bestehende Hilfeangebot verpflichtend zu informieren. Dazu kann den Eltern – auch das ist neu – ein persönliches Gespräch angeboten werden (§ 2 Abs. 1 und 2 KGG; siehe auch § 16 Abs. 3 VIII). Zumindest einmalige

„Willkommensbesuche“ haben aber laut internationaler Untersuchungen kaum Effekte für ein besseres Aufwachsen von Kindern (Meysen 2012, Seite 58; Reynolds, Mathieson & Topitzes 2009, Seite 190ff.; Bilukha u.a. 2005, Seite 16 ff.). Wie ein niedrigschwelliger, adressaten- und milieugerechter Zugang ausgestaltet wird, muss sich auch deshalb an der Frage ausrichten: *„Was brauchen werdende bzw. junge Eltern in ihren spezifischen Lebenssituationen?“* (AGJ & Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter 2012, Seite 2)

Verfahrensvorgaben zur Einschätzung von Kindeswohlgefährdungen

Das Verfahren zur Einschätzung von Kindeswohlgefährdungen und die dazu erforderlichen Schritte wie z.B. Hausbesuche waren bisher nur teilweise gesetzlich geregelt, so dass diesbezüglich Unsicherheiten bestanden (Bundestagsdrucksache 17/6256, Seite 20). Der § 8a Abs. 1 bis 4 SGB VIII ist deshalb präzisiert und um eine Regelung zu den Hausbesuchen erweitert worden. Im Grunde bedeuten die Veränderungen zumindest für die Praxis des öffentlichen Trägers der Kinder- und Jugendhilfe aber nicht viel Neues, da die Vorgaben bereits weitgehend etablierten fachlichen Qualitätsstandards zur Gefährdungseinschätzung entsprechen (AGJ & Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter 2012, Seite 4; Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände 2009). Wenn dem Jugendamt gewichtige Anhaltspunkte für eine Kindeswohlgefährdung bekannt werden, hat es:

- eine Einschätzung des Gefährdungsrisikos im Zusammenwirken mehrerer Fachkräfte vorzunehmen,
- die Sorgeberechtigten und Minderjährigen einzubeziehen, sofern dies notwendig erscheint und der wirksame Schutz des Kindes bzw. Jugendlichen dadurch nicht in Frage gestellt wird,
- sofern dies nach fachlicher Einschätzung notwendig ist, sich dabei einen unmittelbaren Eindruck von dem Kind und seiner persönlichen Umgebung zu verschaffen und
- den Erziehungsberechtigten erforderlichenfalls geeignete Hilfen anzubieten.

Die Jugendämter müssen jetzt in jedem Einzelfall prüfen, ob sie einen Hausbesuch durchführen oder nicht. Die Entscheidung, sich das Kind nicht zu Hause oder z.B. zumindest in der Kita anzusehen, muss begründet und dokumentiert werden.

Sofern es erforderlich ist, muss das Familiengericht – zur Not auch gegen den Willen der Sorgeberechtigten – eingeschaltet werden. Wenn eine dringende Gefahr besteht, hat das Jugendamt die Pflicht zur Inobhutnahme (§8a Abs. 2 SGB VIII). Wenn erforderlich,

erfolgt – zur Not auch gegen den Willen der Sorgeberechtigten – durch das Jugendamt die Einschaltung anderer Leistungsträger (§ 8a Abs. 3 SGB VIII).

In Vereinbarungen mit Trägern von Einrichtungen und Diensten, die Leistungen nach dem SGB VIII erbringen, ist sicherzustellen, dass von ihnen eine Gefährdungseinschätzung erfolgt, wenn gewichtige Anhaltspunkte für eine Kindeswohlgefährdung bekannt werden. Dabei muss eine erfahrene Fachkraft hinzugezogen werden. Die Sorgeberechtigten und Minderjährigen sind ebenfalls einzubeziehen soweit der Schutz des Kindes bzw. Jugendlichen dadurch nicht in Frage gestellt wird. Es soll bei den Erziehungsberechtigten auf die Inanspruchnahme von Hilfen hingewirkt werden. Eine Information des Jugendamtes soll nur dann erfolgen, wenn die Gefährdung anders nicht abgewendet werden kann (§ 8a Abs. SGB VIII). Der Schutzauftrag der freien Träger ist mit dieser Regelung erstmals eigenständig formuliert und leitet sich nicht mehr aus dem Schutzauftrag des öffentlichen Trägers ab (Deutscher Bundesjugendring 2012, Seite 2).

In § 4 KGG wird die Informationsweitergabe bei einer vermuteten Kindeswohlgefährdung durch Berufs- und Amtsgeheimnisträger wie z.B. Ärztinnen/Ärzte, Hebammen, Psychologinnen/Psychologen, Sozialarbeiterinnen/Sozialarbeitern und Lehrerinnen/Lehrer neu geregelt. Wenn sie gewichtige Anhaltspunkte für eine Kindeswohlgefährdung wahrnehmen, müssen sie die Hinweise mit dem Kind und der Familie erörtern (Transparenzgebot) und auf die Annahme von Hilfen hinwirken. Nur wenn der Schutz des Kindes dadurch in Frage gestellt wird, können sie darauf verzichten. Wenn die Familie sich nicht engagiert und die Hilfen nicht wirken, können sie eine Meldung an das Jugendamt machen (§ 4 Abs. 1 KGG). Die grundlegende Maxime bei diesem Verfahren lautet: Zur Not gegen den Willen, aber nicht ohne Wissen der Sorgeberechtigten und der Kinder (Meysen 2012, Seite 118). Die Fachkräfte haben zur Einschätzung der Kindeswohlgefährdung gegenüber dem Träger der öffentlichen Jugendhilfe einen Anspruch auf Beratung durch eine insoweit erfahrene Fachkraft (§ 4 Abs. 2 KGG; § 8b Abs. 1 SGB VIII). Erfüllt werden sollte der Anspruch laut Thomas Meysen (2012, Seite 123) nicht durch das Jugendamt, sondern durch spezialisierte Beratungsstellen oder andere Stellen. Denn wenn an das Jugendamt gewichtige Anhaltspunkte für eine Kindeswohlgefährdung herangetragen werden, wird sein eigener Schutzauftrag nach § 8a Abs. 1 SGB VIII aktiviert und es müsste dem dann nachgehen. Eine vertrauliche Fachberatung durch das Jugendamt kann deshalb nicht stattfinden.

Stärkung der Rechte der Kinder und andere wichtige Regelungen

Das Gesetz enthält noch viele weitere Regelungen, die ich aus zeitlichen Gründen nicht alle referieren kann. Wer sich dafür interessiert, sei auf die Bundestagsdrucksache oder Fachveröffentlichungen verwiesen (Meysen 2012; AGJ & Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter 2012). Ich möchte nur noch kurz vier Regelungen erwähnen, die für unser Thema relevant sind:

- Der Rechtsanspruch auf Beratung für Mädchen und Jungen ist gestärkt worden. Der § 8 Abs. 3 SGB VIII lautet jetzt wie folgt: „Kinder und Jugendliche haben Anspruch auf Beratung ohne Kenntnis der Personensorgeberechtigten, wenn Beratung auf Grund einer Not- und Konfliktlage erforderlich ist und solange durch die Mitteilung an den Personensorgeberechtigten der Beratungszweck vereitelt würde.“
- Die Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe müssen in Zukunft nach § 45 Abs. 2 Satz 3 SGB VIII im Rahmen der Regelungen zur Erlaubnis für den Betrieb einer Einrichtung ein Konzept zur Beteiligung der Mädchen und Jungen entwickeln. Außerdem müssen sie ein Beschwerdemanagement einrichten, das den jungen Menschen die Möglichkeit eines niedrigschwelligen Zugangs zu einer Vertrauensperson ermöglicht.
- Nach § 79a SGB VIII muss es verbindlich und kontinuierlich eine Qualitätsentwicklung in der Kinder- und Jugendhilfe geben. Die Träger der öffentlichen Jugendhilfe müssen Grundsätze und Maßstäbe für die Bewertung der Qualität sowie geeignete Maßnahmen zu ihrer Gewährleistung entwickeln und ihre Umsetzung regelmäßig überprüfen. Dies gilt für die Gewährleistung und Erbringung von Leistungen, die Erfüllung anderer Aufgaben, den Prozess der Gefährdungseinschätzung nach § 8a und die Zusammenarbeit mit anderen Institutionen. Dazu zählen insbesondere auch die Qualitätsmerkmale zur Sicherung der Rechte von Mädchen und Jungen in Einrichtungen und ihr Schutz vor Gewalt. In Verbindung mit § 74 SGB VIII gelten diese Anforderungen auch für die Träger der freien Jugendhilfe (Meysen 2012, Seite 159). Diese gesetzlichen Änderungen gehen auf Forderungen des Runden Tisches „Sexueller Kindesmissbrauch“ zurück.
- Die Erweiterung der Regelungen des § 72a SGB VIII zum erweiterten Führungszeugnis sind ebenfalls Folge des Runden Tisches „Sexueller Kindesmissbrauch“. In Zukunft müssen neben den hauptamtlich beschäftigten Personen auch viele in der Kinder- und Jugendhilfe neben- und ehrenamtlich tätigen Personen ein solches Zeugnis vorlegen. Diskutiert und entschieden werden muss noch, welche Ehrenamtlichen ihre Tätigkeit nur nach Einsichtnahme in ein erweitertes Führungszeugnis ausüben dürfen. Bisher wird davon ausgegangen, dass eine besondere Nähe, ein Vertrauens- oder ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen dem Ehrenamtlichen und dem Kind bestehen muss, damit die Vorlage eines Führungszeugnisses verlangt wird. Die gesetzliche Verpflichtung

richtet sich im Übrigen an den öffentlichen Träger der Jugendhilfe. Er ist verpflichtet durch den Abschluss von Vereinbarungen mit den freien Trägern sicherzustellen, dass bei diesen keine Personen tätig sind, die wegen einer einschlägigen Straftat rechtskräftig verurteilt worden sind (AGJ & Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter 2012, Seite 10ff.; Deutscher Bundesjugendring 2012, Seite 3 ff.).

Diese gesetzlichen Änderungen stellen insgesamt eine Verbesserung der Situation für den Schutz von Mädchen und Jungen dar. Im Bundeskinderschutzgesetz gibt es jedoch keinerlei speziellen geschlechtsspezifischen Regelungen. Es wird durchgängig der Terminus „Kinder und Jugendliche“ verwendet. Die Begriffe „Mädchen“ und „Jungen“ werden konsequent vermieden. Im bisher einzigen veröffentlichten Kommentar zum Bundeskinderschutzgesetz von Thomas Meysen (2012) und in entsprechenden weiteren Veröffentlichungen (AGJ & Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter 2012) sind ebenfalls keine Aussagen zu möglichen geschlechtsspezifischen Wirkungen des Gesetzes bzw. der Neuregelungen zu finden. Für ein im Jahr 2011 verabschiedetes Gesetz ist dies erstaunlich und bedarf weiterer Diskussionen.

Der folgende Blick auf neuere Untersuchungsergebnisse zur Gewalt gegen Jungen und Mädchen zeigt, dass immer noch sehr vielen Kindern Gewalt widerfährt und teilweise deutliche Unterschiede zwischen den Geschlechtern bestehen. Diesen Unterschieden muss beim Kinderschutz Rechnung getragen werden.

2 Daten und Fakten zur Gewalt an Jungen

Körperliche Misshandlung

In den letzten Jahren ist über die körperliche Misshandlung von Jungen und Mädchen nur noch relativ selten berichtet worden. Dazu hat das Verbot des elterlichen Züchtigungsrechts im Jahr 2000 und der Wandel der Erziehungskultur in den letzten Jahren beigetragen. Außerdem sind die Vernachlässigung und die sexualisierte Gewalt an Mädchen und Jungen stärker in den Fokus genommen worden und die körperliche Misshandlung dadurch in den Hintergrund gerückt.

In den letzten Jahren ist der Anteil von Jungen und Mädchen, die zu Hause nicht geschlagen werden, erfreulicherweise deutlich auf über 50 Prozent gestiegen. Gleichzeitig zeigen die Untersuchungen aber auch, dass es für eine Entwarnung noch zu früh ist. So gaben bei einer im Jahr 2011 durch das Forsa-Institut durchgeführten Repräsentativbefragung von 1.003 Eltern (562 Väter, 441 Mütter) 45 Prozent an, ihren Söhnen noch ab und

zu einen Klaps auf den Po zu geben. 11 Prozent der Jungen bekommen noch Ohrfeigen und sechs Prozent wird der Hintern versohlt. Bei den Mädchen sind die Werte mit 39 Prozent beim Klaps auf den Po und mit drei Prozent beim Hintern versohlen niedriger. Die befragten Väter schlagen ihre Kinder etwas häufiger als die Mütter (Forsa 2011).

Eine im Jahr 2009 veröffentlichte Untersuchung des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen (KFN), bei der 44.641 Mädchen und Jungen der 9. Klassen aus 61 Landkreisen und kreisfreien Städten erfasst wurden, kommt zu folgenden Ergebnissen:

Tabelle 1: Körperliche Misshandlung von Jungen und Mädchen

	Jungen		Mädchen	
	Väter	Mütter	Väter	Mütter
Leichte Gewalt- terfahrung	37,5 %	35,6 %	33,5 %	38,0 %
Schwere Ge- walterfahrung	11,4 %	9,1 %	10,0 %	10,1 %
Gesamt	48,9 %	44,7 %	43,5 %	48,0 %

(Baier u.a. 2009, Seite 53)

Für eine Entwarnung besteht – wie gesagt – angesichts dieser Zahlen kein Anlass. Auffällig ist bei beiden Studien, dass Jungen häufiger durch ihre Väter geschlagen oder misshandelt werden. Dies unterstreicht wie wichtig die Väterarbeit auch in diesem Zusammenhang weiterhin ist. Außerdem scheinen Jungen derzeit häufiger Opfer körperlicher Misshandlung zu werden als Mädchen.

Schulgewalt und Mobbing

Die Zahlen der Studie des KFN zeigen noch weitere bedeutsame Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen. Jungen werden demnach deutlich häufiger Opfer der meisten Formen von Schulgewalt und Mobbing (Tabelle 2).

**Tabelle 2: Mehrfachopfer von Schulgewalt und Mobbing
(mindestens mehrfach monatlich)**

	Jungen	Mädchen
Geschlagen/getreten	3,6 %	0,7 %
Gehänselt	8,6 %	7,8 %
Eigentum zerstört	1,9 %	0,5 %
Erpresst/beraubt	0,5 %	0,1 %
Ausgeschlossen	1,3 %	1,2 %
Nicht beachtet	1,8 %	3,7 %
Gewalt	3,8 %	0,8 %
Gewaltopfer innerhalb der letzten 12 Monate	11,9 %	10,3 %

(Baier u.a. 2009, Seite 58)

Andere Studien zum Mobbing bzw. zur Schulgewalt kommen zu vergleichbaren Ergebnissen (Olweus 2008, Seite 252 ff.; Trenz 2006, Seite 4;). Jungen üben dabei weitaus mehr direkte, körperliche Gewalt aus und werden auch häufiger Opfer solcher Gewalttattacken als Mädchen, die häufiger z.B. Gerüchte verbreiten oder andere ausgrenzen. Für die Jungenarbeit ist dies angesichts des Ausmaßes der Gewalt ein wichtiges Themenfeld. Leider wird das Thema „Jungen als Opfer von Schulgewalt und Mobbing“ in diesem Kontext aber noch zu selten aufgegriffen. Zu oft geht es ausschließlich um Jungen als Täter.

Sexualisierte Gewalt

Für Deutschland liegen mittlerweile drei Untersuchungen vor, die für sich in Anspruch nehmen repräsentativ zu sein (Bieneck, Stadler & Pfeiffer 2011; Häuser u.a. 2011; Wetzels 1997). Da sie bestimmte Bevölkerungsgruppen wie z.B. ehemalige Heimkinder, Menschen in Psychiatrien und Gefängnissen sowie Menschen mit Behinderungen nicht oder kaum erfassen, ist ihre Repräsentativität jedoch erheblich eingeschränkt. So waren z.B. bei der aktuellen Untersuchungen des KFN unter den 11.428 Befragten nur vier ehemalige Heimkinder (Bieneck, Stadler & Pfeiffer 2011, Seite 8). Da sich gerade in diesen Bevölkerungsgruppen überdurchschnittlich viele Opfer sexualisierter Gewalt finden, „verwässert“ dies die Ergebnisse.

Die drei Studien kommen zu folgenden Ergebnissen:**Tabelle 3: „Repräsentative“ Untersuchungen zum Ausmaß sexualisierter Gewalt mit Körperkontakt bis zum Alter von 16 Jahren in Deutschland**

Studie	Teilnehmer/ innen	Ausmaß Frauen	Ausmaß Män- ner	Ausmaß Ge- samt
Bieneck, Stadler & Pfeiffer 2011	11.428 davon 51,9 % Frauen 48,1 % Männer	7,0 %	1,4 %	–
Wetzels 1997	3.241 davon 1.661 Frauen 1.580 Männer	8,6 %	2,8 %	–
Häuser u.a. 2011	2.504 davon 1.331 Frauen 1.173 Männer	–	–	12,6 %

Bei der Studie von Peter Wetzels (1997, Seite 154) steigt die Rate der betroffenen Frauen auf 17 Prozent und die der Männer auf 7 Prozent an, wenn bei ihr eine weite Definition zugrunde gelegt wird. Damit bewegen sich die Ergebnisse in etwa im Rahmen derer von Winfried Häuser u.a. (2011). Leider werden in dieser Studie keine getrennten Prozentangaben für Frauen und Männer ausgewiesen (Häuser u.a. 2011, Seite 291 f.).

Die Zahlen des KFN und ihre Interpretation durch das KFN wurden von Teilen der Medien aufgegriffen und als Entwarnung bewertet (welt-online vom 19.10.2011). Um solche Interpretationen zu relativieren und um noch einmal die forschungsmethodischen Probleme solcher Studien generell zu illustrieren, ist Folgendes anzumerken:

- Bei der Untersuchung wurden überproportional viele 16- bis 20-jährige Frauen und Männer befragt („Oversampling“). Dementsprechend befanden sich unter den Befragten 1.841 Schülerinnen und Schüler, von denen über die Hälfte noch über kein eigenes Einkommen verfügte und von denen 41,5 Prozent noch zu Hause wohnten (ebd., Seite 4 ff.). Da viele Betroffene oft Jahre oder Jahrzehnte brauchen, um sich anderen mitzuteilen und insbesondere viele Opfer innerfamiliärer sexualisierter Gewalt Abstand von ihrer Familie benötigen, um diesen Schritt gehen zu können, stellt sich

die Frage, ob das Ausmaß in dieser Altersgruppe nicht eine Unterschätzung darstellt (Bange 2011, Seite 46 f.; Mosser 2009, Seite 33 f.).

- In der Studie wurden nur Fälle von sexualisierter Gewalt, bei denen ein Altersunterschied von fünf Jahren vorlag, berücksichtigt. Von den in der Polizeilichen Kriminalstatistik erfassten Tatverdächtigen waren im Jahr 2010 ein Viertel Kinder, Jugendliche und Heranwachsende. Seit Jahren ist hier eine steigende Tendenz zu beobachten (König 2011, Seite 20). In den Dunkelfelduntersuchungen, die keinen Altersunterschied voraussetzen, sind Gleichaltrige ebenfalls für ein Viertel bis zu einem Drittel der Taten verantwortlich. Die in der Untersuchung genannten Zahlen klammern diesen Teil der Realität aus.
- Um die Studienergebnisse mit denen von Peter Wetzels (1997) vergleichen zu können, wurde vom KFN der gleiche Fragebogen verwendet. Neuere Erscheinungsformen wie sexualisierte Gewalt im Internet wurden deshalb nicht gezielt abgefragt und sind deshalb vermutlich ebenfalls unterrepräsentiert (Enders 2012, Seite 377 f.).

Die Ergebnisse der Studie müssen deshalb mit großer Vorsicht interpretiert werden. Anlass zur Entwarnung sind auch sie auf keinen Fall.

Auf die Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen kann ich angesichts der zeitlichen Vorgabe leider nicht näher eingehen. Das Thema „Frauen als Täterinnen“ möchte ich aber noch kurz hervorheben, weil es bei der Diskussion um die geschlechtsspezifischen Besonderheiten bei sexualisierter Gewalt eine besondere Rolle spielt.

Zuerst einmal ist dazu festzustellen, dass Mädchen und Jungen überwiegend von Männern sexuell missbraucht werden. Der Täterinnenanteil ist jedoch in fast allen Studien beträchtlich. Bei den weiblichen Opfern liegt er bei bis zu höchstens 10 Prozent, bei den männlichen Opfern bei durchschnittlich 10 bis 20 Prozent. So berichteten z.B. in der KFN-Studie 16,9 Prozent der befragten Männer von Täterinnen, bei den befragten Frauen waren es 1,8 Prozent (Bieneck, Stadler & Pfeifer 2011, Seite 42). Von den Betroffenen, die sich bei Anlaufstelle der Unabhängigen Beauftragten gegen den sexuellen Missbrauch – Frau Dr. Bergmann – meldeten, gaben 14,8 Prozent der Männer und 2,4 Prozent der Frauen an, Opfer einer Täterin geworden zu sein (Fegert u.a. 2011, Seite 25). Auch dies ist also ein Thema, das weitere Aufmerksamkeit verlangt und gerade in der Jungenarbeit stärker berücksichtigt werden sollte.

Fazit: Die präsentierten Zahlen und die dort sichtbar werdenden Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen unterstreichen, dass beim Kinderschutz ein geschlechtersensibler Blick notwendig ist. Dies gilt auch für die Verarbeitung solcher Gewaltwiderfahrnisse, die sich teilweise zwischen den Geschlechtern unterscheiden.

Gewalt gegen Jungen wird ausgeblendet – auch in der Jungenarbeit

Trotz des hohen Ausmaßes der Gewalt gegen Jungen wird in vielen Veröffentlichungen zur Jungenarbeit dieses Thema nach wie vor ausgeblendet. Das Stichwort „Opfer“ fehlt oft und es finden sich keine entsprechenden Ausführungen in den Texten. So widmet sich z.B. im ansonsten lesenswerten „Handbuch Jungen-Pädagogik“ von Michael Matzner und Wolfgang Tischner (2008) keiner der 28 Beiträge dem Opfersein von Jungen. In den Schlussfolgerungen der beiden Herausgeber werden die folgenden vier Problembereiche skizziert: 1) Schlechtere Schulleistungen und Bildungsbiografien, 2) Gewalttätigkeit und destruktives Verhalten in und außerhalb der Schule, 3) Risikoverhalten und 4) Extensiver Konsum neuer Medien; weiterhin wird der Problembereich „Jungen als Opfer von Gewalt“ beschrieben (Matzner & Tischner 2008, Seite 382 ff.). In anderen Veröffentlichungen ist es ähnlich (z.K. Pech 2009). Es gibt allerdings Ausnahmen wie den Klassiker „Kleine Helden in Not“ von Dieter Schnack und Rainer Neutzling (1990).

In der Praxis ist dementsprechend häufig zu beobachten, dass wenn es zu Gewalt zwischen Jungen gekommen ist, zuerst die Frage gestellt wird, was machen wir jetzt mit dem „Täter“. Die Frage nach dem Opfer und wie es ihm geht wird nicht gestellt und löst, wenn sie aufgeworfen wird, oft sogar Irritationen aus (siehe auch Mosser 2010, Seite 8 f.). Pointiert und bewusst zugespitzt ausgedrückt kann man deshalb sogar formulieren:

**„Die Jungenarbeit trägt dazu bei, dass
„Jungen als Opfer“
nicht wahrgenommen werden!“**

Es stellt sich deshalb und angesichts des Ausmaßes der Gewalt gegen Jungen die Frage: Was macht es (selbst für Fachmänner, und ich sage hier bewusst Fach-MÄNNER) so schwer, Jungen als Opfer wahrzunehmen und anzuerkennen? Die folgenden Faktoren sind meiner Ansicht nach in unterschiedlichem Ausmaß dafür mitverantwortlich:

- Trotz aller Veränderungen bezüglich der Jungenrolle hält sich hartnäckig die Vorstellung, dass Jungen keine Opfer sein dürfen. Jungen sollen ihre Ängste nicht zeigen; wenn ihnen einer Gewalt antun will, sollen sie sich wehren. Jungen, die Opfer werden,

widersprechen dieser Vorstellung. Diese Bilder haben nicht nur die Jungen selbst, sondern auch viele (Fach)Männer tief verinnerlicht. Dies trägt ohne Zweifel dazu bei, dass es ihnen oft schwer fällt, sich mit männlichen Opfern zu beschäftigen.

- Die Arbeit mit Opfern rührt beim Helfer an eigenen Opfererfahrungen. Da nicht wenige Männer als Jungen sexuell missbraucht oder körperlich misshandelt worden sind, sind viele Helfer davon betroffen (Bange 2009, Seite 26 ff.). Sich mit den am eigenen Leib und an der eigenen Seele erfahrenen Verletzungen zu beschäftigen, ist häufig sehr schmerzhaft und stellt die männliche Identität in Frage. Da ist es nahe liegend und in gewisser Weise verständlich, dass man sich nicht so gerne mit einem Thema beschäftigt, das diese alten Wunden wieder aufreißen könnte.
- Die Arbeit mit von Gewalt betroffenen Jungen kann dazu führen, dass an eigenen, sich nicht eingestandenen oder als bedrohlich erlebten Täteranteilen der Helfer gerührt wird.
- Bei vielen (Fach)Männern verhindern die immer noch wirksamen Mythen über sexualisierte Gewalt die Wahrnehmung betroffener Jungen. Auf mehrtägigen Fortbildungen habe ich früher oft ein Tonband abgespielt, auf dem ein Mann scheinbar ohne große emotionale Beteiligung darüber berichtet, wie er jahrelang von seinem Lehrer sexuell missbraucht wurde. Der Lehrer war verheiratet und hatte Kinder. Bei etlichen Teilnehmern (und im Übrigen auch Teilnehmerinnen) löste dies ungläubiges Staunen aus. Äußerungen wie „Das kann ich nicht glauben, dass ein verheirateter Mann Jungen sexuell missbraucht“ verweisen auf das Wirken von Mythen: Erstens können sich viele Menschen nur schwer vorstellen, dass ein Mann aus „besseren Kreisen“ Kinder sexuell missbraucht und sich dann auch noch scheinbar homosexuell verhält, indem er einen Jungen zu seinem Opfer macht.
- Hinzu kam beim Tonbandmitschnitt die relative „coole“ Art des Erzählens, die die Zweifel an der Geschichte des Mannes weiter verstärkte. Viele Zuhörerinnen und Zuhörer fühlten sich emotional nicht angesprochen oder seltsam indifferent. Sie fragten sich, ob ein Opfer so scheinbar unberührt seine Geschichte erzählen kann. Man muss jedoch wissen, dass insbesondere Jungen – und zwar nicht nur sexuell missbrauchte Jungen – durch einen solchen Erzählstil versuchen, ihren Worten die beängstigende Wirkung zu nehmen. Sie versuchen so, den Zuhörer auf Distanz und ihre eigenen Gefühle unter Kontrolle zu halten. Nicht wenige Jungen bagatellisieren die sexualisierte Gewalt oder andere Gewaltwiderfahrnisse zudem. Eine solch herunterspielende Erzählweise ist der Versuch, das verletzte Selbst zu schützen. Zu sagen: „Es war nicht so schlimm“, ist für die Jungen und Männer so etwas wie ein Schmerzmittel und der Versuch, ihre psychische Stabilität zu wahren.

Es gibt aber nicht nur individuelle, sondern auch kollektive Wahrnehmungstabus. Offenbar stört die Vorstellung, dass Jungen Opfer werden, die kollektiven Fantasien über die „kleinen Helden ohne Not“. Wie tief greifend die Wahrnehmungstabus z.B. bezüglich der sexualisierten Gewalt an Jungen sind, zeigt sich u.a. daran, dass die Begriffe „Vergewaltigung“ und „sexueller Missbrauch“ von den meisten Menschen mit einer Frau als Opfer und einem Mann als Täter assoziiert werden. Dies macht es für Jungen so schwierig, ihre Erfahrungen als sexualisierte Gewalt zu benennen.

Erschwert wird die Wahrnehmung eines Teils der betroffenen Jungen dadurch, dass bisher nur sehr zögerlich über die sexualisierte Gewalt durch Frauen und insbesondere durch Mütter gesprochen wird. Jungen haben deshalb die berechnete Angst, dass ihnen nicht geglaubt wird, wenn sie erzählen, eine Frau habe sie sexuell missbraucht.

Das Verhalten von Tätern ist auffälliger und richtet größeren, öffentlich wahrnehmbaren Schaden an als das von Opfern, die mit „stillen Symptomen“ ihre Verletzungen zu verarbeiten suchen. In der sozialen Arbeit besteht – wie allgemein – die Tendenz, schneller auf aggressives Verhalten zu reagieren, um wieder „Ruhe in den Laden“ zu bekommen. Jungen, die still leiden, werden deshalb seltener wahrgenommen, bekommen weniger Aufmerksamkeit und Hilfeangebote. Die Fixierung auf die Täter dürfte also dazu führen, dass viele betroffene Jungen übersehen werden. Von daher ist es aus Sicht von Jungen funktional, mit aggressiven Verhaltensweisen auf ihre eigenen Verletzungen zu antworten. Zwei aktuelle Expertisen unterstreichen dies: Während es im Bundesgebiet nur sieben Beratungsstellen für männliche Opfer sexueller Gewalt gibt (Kavemann & Rothkegel 2012, Seite 4), widmen sich 74 Projekte jugendlichen Tätern (König 2011, Seite 43). Ohne Zweifel sind die Angebote für die jugendlichen Täter wichtig. Dass es aber 10 Mal so viele Angebote für Täter gibt, wirft ein weiteres Schlaglicht auf unser Problem, Jungen als Opfer zu sehen.

3 Schlussfolgerungen für die Praxis der Jungenarbeit

Angesichts der Zahlen zur Gewalt gegen Jungen ist die erste Forderung, dass Jungen als Opfer endlich wahrgenommen und anerkannt werden müssen. Es kann heute nicht mehr angehen, dass wir „Jungen als das Tätergeschlecht“ ansehen und diskriminieren (Mosser 2010, Seite 8), die an ihnen verübte Gewalt aber tabuisieren. Rainer Neutzling (2010) fasst die Folgen einer solchen Sichtweise für Jungen wie folgt zusammen: „Es ist, als verspielten Jungen als Tätergeschlecht in gewisser Weise ihr Anrecht auf Mitgefühl“.

Ich würde dies erweitern um die Formel, dass es sich für die Jungen durch diese Sichtweise so anfühlen muss, als verlören sie auch ihr Anrecht, sich als Opfer von Gewalt bezeichnen zu dürfen.

Gerade in Richtung der Jungenarbeit möchte ich deshalb eine bereits von Peter Mosser (2010, Seite 8) gestellte provokante Frage an dieser Stelle wiederholen: „Müssen Jungen erst zu Tätern werden, um als Opfer wahrgenommen werden zu können?“ Die Antwort auf diese Frage kann nur „Nein“ lauten. Es muss der Anspruch von Jungenarbeit sein, sich unermüdlich dafür einzusetzen, dass Jungen in ihrer Vielfältigkeit akzeptiert und wahrgenommen werden. Alle „Jungenarbeiter“ müssen sich stets der spezifischen Situation von Jungen bewusst sein und ihr eigenes Verhalten vor dem Hintergrund der geschilderten Sichtweisen und Bedingungen reflektieren.

Mit Blick auf die Jungen heißt das, dass sie in unserer Arbeit immer wieder über Folgendes aufgeklärt werden müssen:

- Auch Jungen können Opfer werden!
- Auch Jungen dürfen Angst haben und schwach sein! Sie sind deshalb keine Feiglinge oder Schwächlinge.
- Jungen dürfen sich „jungenuntypisch“ verhalten und bleiben deshalb doch Jungen.
- Auch Jungen dürfen sich Hilfe holen!
- Gerade diese vier Botschaften sind von großer Bedeutung, da es für Jungen und im Übrigen auch für Männer– wie Sie hier bei der Konferenz sicher alle wissen – immer noch enorm schwierig ist, sich Schwächen einzugestehen und sich Hilfe zu holen.
- Auch Jungen dürfen sich wehren, wenn sie angegriffen werden. Sie sind deshalb nicht automatisch Täter!
- Jungen die Opfer sind, werden nicht automatisch zum Täter!

Der letzte Punkt ist von besonderer Bedeutung, da die Vorstellung vom „cycle of violence“ vielfach einfach auf alle Opfer übertragen wird. Gerade über sexuell missbrauchte Jungen wird oft behauptet, sie seien die Sexualstraftäter von morgen. Empirisch ist das nicht zu halten und eine grobe Vereinfachung (Bange 2010). Jungen, die Opfer geworden sind, werden so mit dem Stigma des zukünftigen Täters belegt. Wenn die Jungen dann den Weg ins Hilfesystem nicht finden, darf uns das nicht verwundern.

Alle Präventionsprojekte müssen deshalb geschlechtersensibel sein und die oben genannten Botschaften an Jungen enthalten.

Möglicherweise fällt es uns Männern so schwer, Jungen als Opfer zu akzeptieren und ihnen Hilfe anzubieten, weil dies viele Denkgewohnheiten in Frage stellt. Kausale und einseitige Erklärungen werden dadurch obsolet. Zudem sind Jungen selten „bequeme Klienten“. Sie fordern uns heraus, die eingefahrenen Bahnen von Präventionsmaßnahmen, Beratung und Therapie zu verlassen. Tun wir dies nicht, drohen sie mit Desinteresse oder Abbruch der Beziehung. Ich denke deshalb, dass Konferenzen wie die „Praxis der Jungenarbeit“ dringend erforderlich sind, um kontrovers über den richtigen Weg der Jungenarbeit zu diskutieren.

Kontakt

Dr. Dirk Bange

Freie und Hansestadt Hamburg, Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration,
Amt für Familie, Abteilung Familie und Kindertagesbetreuung, Postfach 760106, 22051
Hamburg; Adresse: Hamburger Str. 37, 22083 Hamburg

Tel 040 42863-2438/2960

E-Mail: dirk.bange@basfi.hamburg.de

Literatur

- AGJ & Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (2012). Handlungsempfehlungen zum Bundeskinderschutzgesetz – Orientierungsrahmen und erste Hinweise zur Umsetzung. Berlin.
- Baier, D., Pfeiffer, C., Simonson, J. & Rabold, Seite (2008). Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt. Erster Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Inneren und der KJN. Forschungsbericht 107. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e.V. Hannover.
- Bange, D. (2011). Eltern von sexuell missbrauchten Mädchen und Jungen. Reaktionen, Folgen und Interventionen. Göttingen: Hogrefe.
- Bange, D. (2010). Vom Opfer zum Täter – Mythos oder Realität? In: Briken, P., Spehr, A., Romer, G. & Berner, W. (Hrsg.). Sexuell grenzverletzende Kinder und Jugendlichen. Lengerich: Pabst, Seite 27–45.
- Bange, D. (2009). Die Person des Helfers im Hilfeprozess. In: Sozialmagazin, Vol. 34, Heft 10, Seite 26–32.

- Bieneck, S., Stadler, L. & Pfeiffer, C. (2011). Erster Forschungsbericht zur Repräsentativbefragung Sexueller Missbrauch 2011. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen e.V. gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung. Hannover.
- Biluka, O. u.a. (2005). The Effectiveness of Early Childhood Home Visitation in Preventing Violence. A Systematic Review. In. American Journal of Preventive Medicine, Vol. 28, Seite 11–39.
- Bundesvereinigung der kommunalen Spitzenverbände (2009). Empfehlungen zur Festlegung fachlicher Verfahrensstandards in den Jugendämtern bei Gefährdung des Kindeswohls. Berlin.
- Bundestagsdrucksache 17/6256 (2011). Gesetzentwurf der Bundesregierung „Entwurf eines Gesetzes zur Stärkung eines aktiven Schutzes von Kindern und Jugendlichen (Bundeskinderschutzgesetz – BKiSchG).
- Deutscher Bundesjugendring (2012). Dossier: Das Bundeskinderschutzgesetz. Berlin.
- Enders, U. (2012) (Hrsg.). Grenzen achten. Schutz vor sexuellem Missbrauch in Institutionen. Ein Handbuch für die Praxis. Köln: KiWi.
- Fegert, J.M. (2011). Endbericht der wissenschaftlichen Begleitforschung zur Anlaufstelle der Unabhängigen Beauftragten zur Aufarbeitung des sexuellen Kindesmissbrauchs Dr. Christine Bergmann, Bundesministerin a. D. Berlin.
- forsa. Gesellschaft für Sozialforschung und statistische Analysen mbH (2011). Gewalt in der Erziehung. Befragung im Auftrag von Gruner und Jahr AB & Co KG für die Zeitschrift „Eltern“. Berlin.
- Häuser, W., Schmutzer, G., Brähler, E. & Glaesmer, H. (2011). Misshandlungen in Kindheit und Jugend. Ergebnisse einer Umfrage in einer repräsentativen Stichprobe der deutschen Bevölkerung. In. Deutsches Ärzteblatt, Jg. 108, Seite 287–294.
- Kavemann, B. & Rothkegel, S. (2012). Abschlussbericht der Bestandsaufnahme spezialisierter Beratungsangebote bei sexualisierter Gewalt in Kindheit und Jugend. Bestandsaufnahme im Auftrag der Arbeitsgruppe I „Prävention – Intervention – Information“ des Runden Tisches „Sexueller Missbrauch in Abhängigkeits- und Machtverhältnissen in privaten und öffentlichen Einrichtungen und im familiären Bereich“. Sozialwissenschaftliches FrauenForschungsInstitut Evangelische Fachhochschule Freiburg
- König, A. (2011). Sexuelle Übergriffe durch Kinder und Jugendliche. Expertise im Auftrag der Arbeitsgruppe I „Prävention – Intervention – Information“ des Runden Tisches „Sexueller Missbrauch in Abhängigkeits- und Machtverhältnissen in privaten und öffentlichen Einrichtungen und im familiären Bereich“. Institut für Forensische Psychiatrie der Universität Duisburg- Essen

- Matzner, M. & Tischner, W. (Hrsg.) (2008). Handbuch Jungen-Pädagogik. Beltz: Weinheim.
- Matzner, M. & Tischner, W. (2008). Auf dem Weg zu einer Jungenpädagogik. In: Matzner, M. & Tischner, W. (Hrsg.) Handbuch Jungen-Pädagogik. Beltz: Weinheim, Seite 381–409
- Meysen, T. (2012). Das neue Kinderschutzgesetz. Nomos: Baden-Baden.
- Mosser, P. (2010). Kennen Sie einen Jungen, dem ...? Sexualisierte Gewalt und geschlechtsspezifische Betroffenheiten. In: Thema Jugend, Heft 3, Seite 7-9.
- Mosser, P. (2009). Wege aus dem Dunkelfeld. Aufdeckung und Hilfesuche bei sexuellem Missbrauch an Jungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- Neutzling, R. (2010). Mehr Entsetzen als Mitgefühl. In: Switchboard, Heft 1991, Seite 19–21.
- Olweus, D. (2008). Mobbing an Schulen: Fakten und Intervention. In: Henschel, A. u.a. (Hrsg.). Jugendhilfe und Schule: Handbuch für eine gelingende Kooperation (Seite 247–266). Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- Reynold, A.J., Mathieson, L.C. & Topitzes, J.W. (2009). Do Early Childhood Interventions Prevent Maltreatment? A Review of Research. In: Child Maltreatment, Vol. 14, Seite 182–206.
- Schnack, D. & Neutzling, R. (1990). Kleine Helden in Not. Reinbek bei Hamburg: rororo.
- Trenz, C. (2006). Mobbing unter Kindern und Jugendlichen. In: Kerner, H.J. & Marks, E. (Hrsg.). Internetdokumentation Deutscher Präventionstag. Hannover.
- Wetzels, P. (1997). Gewalterfahrungen in der Kindheit. Sexueller Missbrauch, körperliche Misshandlung und deren langfristige Konsequenzen. Nomos: Baden-Baden.

Teil B: Die Praxisforen

Forum 1

Familien machen Jungen, sie haben keine (andere) Chancen

**Dirk Achterwinter,
Bielefeld und Diakonie Gütersloh e.V.**

Als ich die Ausschreibung zur Konferenz „Praxis der Jungenarbeit: Jungen als Opfer“ gelesen und das Fachforum vorbereitet habe, habe ich mich zu einer Fallbeschreibung entschieden, um auf diesem Wege zu veranschaulichen, wie ich Jungen oft im Kontext meiner Praxis in der Erziehungsberatungsstelle erleben muss.

Als Opfer, aber ganz subtil, auch mit realen Täteranteilen bzw. Täterintprojekten. Allerdings so „getarnt“, dass der zugrunde liegende Opferanteil oft nicht sichtbar bzw. erkennbar wird. „Irgendwie ganz normale Jungen, die halt irgendwie auffällig geworden sind“ und sich nun verändern sollen, weil sie halt auffällig geworden sind.

Bei „Niko“, meinem Fallbeispiel, liegt keine massive Gewalterfahrung, kein sexueller Missbrauch vor, sondern die kontinuierliche Belastung eines Jungen durch seine Eltern und sein nahes soziales Umfeld. „Etwas“, was man nur schwer fassen kann, was nicht unbedingt sichtbar und doch sehr dominant ist – und was die Biographie vieler Jungen prägt.

Weil wir Pädagogen, weil wir Eltern, weil wir Lehrer oft nicht die Zeit und Ruhe und den Ort haben, uns die Bio-

„Nikos“ Biografie

- Schwester S. wird als erstes Kind der Eltern am 13.06.1996 geboren.

26.12.1998:

- „Nico“ kommt zur Welt
- Kaiserschnitt
- Eltern sind noch ein Paar

Mitte 2000:

- Umzug in eine andere Stadt
- Kauf einer Eigentumswohnung
- Streit zwischen den Eltern!
- Kita ist ganz toll

Juni 2003:

- Fortsetzender Streit zwischen den Eltern
- Vater zieht aus
- „Nicos“ geliebter Hund ist „weg“

Winter 2004/2005:

- Erneut Umzug in eine andere Stadt
- Besuch einer neuen Kita für ein halbes Jahr
- Übergang in die Grundschule
- Viele Konflikte mit türkischen Jungen
- Mehrere Platzwunden
- „Nico“ verbringt ganz viel Zeit Oma und Opa
- Mutter arbeitet auf vielen Messen
- Spielkarten als Geschenk
- Kontakte zum Vater: Veränderung, nachdem der Vater eine neue Partnerin hat
- Streit zwischen Vater und Mutter wegen des Unterhalts für „Nico“

2005/2006:

- „Nico“ hat immer weniger Kontakte zum Vater

graphie von Jungen wie „Niko“ anzusehen, werden diese Jungen dann zum zweiten Mal Opfer. Sie fallen wieder auf und wieder und wieder. Jungen wie „Niko“ mit ihrer latenten Opfergeschichte wollen uns mehr oder weniger durch auffälliges Verhalten auf ihre Hilfebedürftigkeit hinweisen; gleichzeitig müssen sie aber im Alltag auch funktionieren. Ihre Opferanteile werden dann von uns Fachmännern immer wieder übersehen. Und so nehmen u.a. viele Jugendhilfe-„Karrieren“ ihren Lauf – im Falle von Nico zum Glück nicht, da hier u.a. ein Stiefvater ganz bewusst dagegen gearbeitet hat.

Ein Grund für das subtile, „Nicht-Wahrnehmen“ mag darin liegen, dass „Opfer sein“ absolut unmännlich ist. „Opfer sein, Opfer gewesen zu sein“ passt nicht in die Selbstwahrnehmung der meisten männlichen Helfer. Deshalb werden diese Anteile leider nur zu oft nicht gesehen, angesprochen, gewürdigt. Erst die sichtbaren, verletzenden Täteranteile, das was nach außen hin meist anderen – und hier meistens wiederum anderen Jungen! – weh tut, wird dann mehr oder weniger erfolgreich von uns „bearbeitet“.

„DU Opfer“ ist unter Jugendlichen leider ein alltägliches Schimpfwort. Wenn ich Jungen darauf anspreche, dass sie ja ein Opfer geworden sind, negieren sie dies oft massiv. Zu groß ist die Scham. Die nach wie vor dominierenden Männlichkeits-Bilder haben diese wichtigen Aspekte leider noch nicht integriert.

Dabei hat jeder Mann Opfererlebnisse und Opferanteile. Wir reden nur nie darüber – und wenn, dann höchstens mit einer Frau, die uns versteht!

Ich glaube z.B. nicht, dass ein Seminarangebot für männliche Pädagogen mit dem Titel: „Umgang mit meinen Opferanteilen, als Ressource für mein männliches Klientel“

viele Teilnehmer finden würde – die schon im Titel „angedrohte“ Thematisierung eigener Opfererfahrungen würde eher abschrecken.

In der Mädchen- und Frauenarbeit dagegen würde ein solches Seminar, so zumindest meine Vermutung, sehr gut ankommen. Das ist vielleicht einer der Gründe, warum Mädchenarbeit in Deutschland so eine Erfolgsgeschichte geworden ist. „Frau“ war bereit den Blick dahin zu richten, wo es wehgetan hat.

Deshalb stelle ich „Niko“ vor!

Um auf die vielen Jungen aufmerksam zu machen, die alleine bleiben mit ihren vielen Anteilen erlittener Verletzungen. Wobei mir wichtig ist darauf hinzuweisen, dass Verletzung den identischen Sachverhalt ausdrückt wie Opferanteile.

Schauen wir uns „Niko“ einmal genauer an. In der schlichten Beschreibung seiner biographischen Daten werden viele Verletzungen deutlich.

Zwischen Mitte 2000, da war er gerade einmal anderthalb Jahre alt, und Juni 2003, da war er dann vier Jahr sechs Monate alt, musste er einen latenten, aber permanenten Konflikt seiner Eltern ertragen. Aus der Bindungstheorie wissen wir, welche Auswirkungen sich aus dieser Belastung in der frühen Kindheit ergeben können. Eine sichere Bindung als Ressource, um weitere Krisen im Leben bewältigen zu könne, scheint ihm somit eher nicht zur Verfügung gestanden zu haben – um es mal ganz vorsichtig auszudrücken.

Mitte 2003 verschwindet dann ganz plötzlich, ohne jede Erklärung sein geliebter Hund, der ihn in dieser Krisenzeit begleitet und auch stabilisiert hat. Bis heute ist unklar,

- Mutter ist absolut überlastet ...
- ... schlägt ihre Kinder ...
- ... und hat deshalb ein schlechtes Gewissen
- Existenzängste der Mutter, ihre Firma aufgebaut
- Mutter hat einen neuen Partner und heiratet ihn ...
- ... und wird nach der Heirat viel ruhiger

Ende 2006:

- Erneuter Umzug in eine andere Stadt
- Mutter bekommt durch die Heirat Sicherheit und Halt
- „Niko“ wird auch ruhiger ...
- ... hat kein Asthma mehr
- „Nico“ hat keine Freunde, keine Spielkameraden ...
- ... fühlt sich alleine gelassen in der Schule
- Viele Konflikte mit der Schwester
- „Niko“ hat ganz viele Ängste ...

- ... kann nicht alleine bleiben, will nicht raus gehen ...
- ... bleibt nicht alleine im Auto ...
- ... traut sich nur im Kontext seiner Familie raus!

Ende 2007:

- Halbschwester kommt zur Welt
- Sehr hübsches Baby, sehr knuffig
- Mutter hat Probleme beim Stillen (Brust-OP)
- Mutter erleidet starke Depressionen, „Niko“ und seine Schwester müssen sich sehr zurücknehmen
- Mutter viele Schmerzen und Ängste

Verzwickte Lebensphase für „Niko“:

- Halbschwester wird von Mutter und Stiefvater bevorzugt ...
- ... bekommt weniger Ärger als die Geschwister
- „Niko“ hat weniger Ärger als seine Schwester

was aus seinem Hund geworden ist. Ein ganz wichtiges Wesen in seinem Leben ist unerklärlicherweise verschwunden, schlagartig, ohne jede Vorwarnung oder Erklärung – und das in einem konfliktreichen Umfeld. (Amerikanische Filme zur Weihnachtszeit hätten mit diesem Motiv eine nicht geringe Einschaltquote – vorausgesetzt es gäbe ein Happy end.)

Als „Niko“ sechs Jahre alt wird, erfolgt der dritte Umzug. Er muss sich noch ein halbes Jahr in einem für ihn fremden Kindergarten zurechtfinden, kommt dann in die Grundschule und muss sehen, wie er nun mit dem dort mehr oder weniger erfahrenen Leistungsdruck umgeht. Parallel dazu ist sein eigener Vater im Alltag immer weniger präsent.

Seine Verletzungen, seinen Opferstatus drückt er massiv aus. Er hat viele Prügeleien, mit vielen Wunden, auch Platzwunden, auf dem Schulhof mit Jungen mit Migrationshintergrund. – Den traurigen, unsicheren und Halt bzw. Unterstützung suchenden „Niko“ hat in dieser Zeit niemand wahrgenommen.

Verstärkend kommt hinzu, dass seine Mutter viel und oft auf Messen arbeiten muss, um die Existenz der Restfamilie zu sichern. Somit hat auch seine zweite wichtige Bezugsperson, neben dem Vater, zu oft keine oder zu wenig Zeit für ihn.

Die Großeltern versuchen, diese Lücke zu schließen; sie sind eher nachgebend und verwöhnen „Niko“. Zur Kompensation werden ihm Spielkarten einer bekannten Manga-TV-Serie angeboten. Natürlich bieten diese Karten auch männliche Identifikations-Modelle an, das macht sie ja gerade so interessant. Natürlich sind die Helden dieser Serie in der Regel keine Opfer und werden Verletzungen

durch Wunderkräfte früher oder später geheilt. Etwas, was in „Nikos“ realem Leben so nicht stattfindet.

Der Vater lebt dann, was für „Niko“ nochmals erschwerend dazu kommt, mit einer neuen Partnerin zusammen, die ihre neue Liebe nicht mit dem Sohn aus einer anderen, früheren Beziehung belasten will. Der wieder aufflammende Konflikt zwischen dem Vater und der Mutter über Unterhaltszahlungen verstärkt zudem bei „Niko“ das subjektiv erlebte Gefühl „jetzt bin ich auch noch daran schuld, dass meine Eltern sich streiten“.

Im vertrauensvollen Beratungsgespräch führt die Mutter später voller Scham aus, dass sie aus der persönlichen Überlastung heraus in der damaligen schwierigen Lebenssituation beide Kinder, vor allem „Niko“ geschlagen hat. Sie wusste sich einfach nicht anders zu helfen. Die Kinder sollten in dieser komplexen Situation aus ihrer Sicht einfach nur funktionieren.

Mit welchem Hilfeangebot hätte ein Jugendamt wohl zu dieser Zeit auf eine Kindeswohlgefährdungsmeldung nach § 8a SGB VIII reagiert? Ich weiß es nicht, denn sie ist nicht erfolgt.

„Nikos“ Leben bekommt nach dem vierten Umzug Ende 2006, er ist zu diesem Zeitpunkt acht Jahre alt, eine positive Wendung. Die Mutter und die Kinder ziehen mit dem neuen Partner der Mutter in einen gemeinsamen Haushalt. Das entlastet die Mutter, gibt ihr Sicherheit und Halt. Der neue Partner akzeptiert „Niko“ und schenkt ihm „sogar“ Liebe. „Niko“ wird deutlich ruhiger. Sein Asthma verschwindet, die Atmung ist kein Problem mehr, er bekommt wieder mehr Luft.

- Mutter ist belastet: Depressionen, Therapie
- Viele Ängste um Mama: Wann und wie kommt sie wieder?

2009:

- Niko bekommt einen Sprachfehler
- Wechsel von der Real- auf die Hauptschule
- Viele Konflikte an der Schule
- „Niko“ ist oft wütend und traurig
- Hat die Grundschule gehasst!
- Er beleidigt Andere, ärgert die kleineren, schwächeren Kinder

2012:

- Der Sprachfehler ist immer noch da
- Fortlaufend viele Konflikte mit einem anderen Jungen (Migration Südeuropa)

Aktuell:

- „Fühle mich mehr akzeptiert“

- Wenn „Nico“ wütend ist: Sprache überschlägt sich → wird geärgert → dann wieder Wut
- Aber: Sprecher im Schulradio!
- Freundin! Geplant: erster Sex 2013, dann sind beide 15 Jahre alt
- Der leibliche Vater ist nicht da!
- Die Mutter hat schlechtes Gewissen, viele Ängste: fährt die Kids überall hin

Rückblickende Reflexion mit „Nico“ beim Beratungsgespräch am 24.04.2012:

- Meine Rückmeldung an „Nico“:
- ‚Mein Respekt, dass Du Dein Leben bisher so gemeistert hast ... Viel Glück in deinem weiteren Leben ... Hoffentlich treffen wir uns mal wieder.‘
- „Nikos“ Antwort auf meine Frage, ob sich die gemeinsame Arbeit gelohnt hat:

Dieses zwischenzeitliche familiäre Hoch erfährt einen „Rückschlag“, als die überaus süße und charmante kleine Stiefschwester, Symbol der neuen Liebe zwischen Mutter und Stiefvater, geboren wird. Die Mutter hat große Probleme beim Stillen; hinzu kommt die Belastung durch eigene, sie belastende innere Themen – sie erleidet eine Depression. Diese seelische Krankheit der Mutter wird behandelt. Sie ist zu dieser Zeit oft nicht ansprechbar, muss sich zwangsläufig mit sich selber beschäftigen.

Der leibliche Vater hat in dieser Lebensphase keinen Kontakt mehr zu „Niko“.

2009 entwickelt „Niko“ Sprachfehler; er muss auf die Hauptschule wechseln. – Im Rahmen der Gespräche in der Beratungsstelle fielen diese Sprachfehler nie auf bzw. wurden zum Thema gemacht.

„Niko“ hat an der neuen Schule wieder große Probleme. Er wird schnell wütend und sucht den Konflikt mit anderen Jungen. Er belastet die Klassensituation und die Lehrkräfte. Er funktioniert wieder nicht. Vor allem kleinere und schwächere Kinder müssen unter ihm leiden.

2012 zeichnet sich dann eine Verbesserung in „Nikos“ Leben ab. Seine Mutter hat ihre Krankheit behandeln lassen, sie wird deutlich stabiler. Der Stiefvater kann „Niko“ sehr gut verstehen; er erkennt seine Verletzungen an. In der Familie beginnt ein Prozess der Reflexion und der Verhaltensveränderung. Ein Ergebnis daraus ist die Suche nach Unterstützung durch eine Erziehungsberatungsstelle.

Aus „Nikos“ Geschichte lernen

Was hat „Niko“ vor allem geholfen? Vier Aspekte sind hier von zentraler Bedeutung:

- Die Psychoedukation, d.h. dass Zusammenhänge erkannt und erklärt werden.
 - Die Empathie beider Erwachsenen, die ihm gegenüber Verständnis zeigen.
 - Die Bereitschaft der Mutter, sich ihrer Erkrankung zu stellen und Hilfe zu suchen.
 - „Nikos“ hohe Eigenmotivation, seine Lebenssituation zu verändern.
- ‚Ja, mein Selbstvertrauen ist gestiegen ...
Verstehe mich besser mit meinen Klassenkameraden ...
Konnte sprechen, wie es passiert ist ...
Ich war nicht mehr Schuld, habe mir nicht mehr so viele Gedanken gemacht ...
Fühle mich entlastet!‘

Im Auswertungsgespräch im April 2012 äußert sich „Niko“ so:

„Ja, mein Selbstbewusstsein ist deutlich gestiegen, ich fühle mich auch von meinen Klassenkameraden besser verstanden und weiß nun, dass ich nicht immer Schuld habe und hatte. Ich muss mir jetzt nicht mehr so viele Gedanken machen. Insgesamt fühle ich mich deutlich entlastet.“

Ich als Fachmann und Berater habe „Niko“ auch als Opfer vieler tragischer Lebensumstände erfahren. Ich bin seiner Mutter und seinem Stiefvater sehr dankbar, dass sie seine Verletzungen wahrgenommen haben und sich gemeinsam mit ihm auf einen „Heilungsprozess“ eingelassen haben.

Kontakt

Dirk Achterwinter, Am Rottmannshof 60, 33619 Bielefeld

Tel 0521/2608742

E-Mail: beratung@dirk-achterwinter.de

Forum 2

Helden wie wir – Jungs zwischen „E-Sport“ und Online-Sucht

Markus Wirtz, Drogenhilfe Köln e.V.

Das Internet ist schon lange zum festen Bestandteil des Alltags geworden. Die Vielfältigkeit, die Schnelligkeit und die Bandbreite machen es zu einem der beliebtesten und meistgenutzten Medien unserer Generation.

Jugendliche berichten von packenden Spielen und faszinierenden Bilderwelten. Sie tauchen ein in virtuelle Welten. Die Faszination der Online-Welt ist schnell nachvollziehbar: Das Angebot ist vielfältig und reichhaltig. Neben einem weiten Spektrum an Interaktionsformen, die den Austausch über ein gemeinsames Thema schnell und ausführlich ermöglichen, bietet die virtuelle Erlebniswelt Erfahrungen von Macht, Herrschaft und Kontrolle. Zudem lässt sie Raum für persönliche Gestaltung und erlebbares Gruppengefühl.

Und das Wichtigste: Die virtuelle Welt ist absolut fair.

Jeder hat die gleichen Möglichkeiten, sich so zu präsentieren, wie er oder sie von anderen gesehen werden möchte. Die virtuelle Welt ist losgelöst von der realen Leiblichkeit, Identität und auch von möglichen physischen oder psychischen Defiziten.

In der virtuellen Welt starten alle gleich. Und jeder kann zum Held werden. Wirklich jeder!

Erinnern wir uns doch einmal, wann wir zum ersten Mal die Welt gerettet haben. Oder in der letzten Minute das entscheidende Tor für unser Land bei der Fußball-WM schossen.

Wie wir gemeinsam mit den anderen Jungs von unserer Straße mit selbstgebastelten Holzschwertern in eine erbitterte Schlacht gezogen sind, um am Ende als strahlender Sieger daraus hervorzugehen.

Die Wünsche und Bedürfnisse von Jungs haben sich bis heute nicht verändert. Noch immer geht es um Abenteuer, um Gemeinschaft, um Wettkampf und um das Erleben der eigenen Grenzen.

Was sich aber verändert hat, ist der Zugang zu diesen Wünschen. Die Nachbarsjungen bekommen immer häufiger Konkurrenz von der räumlichen Grenzenlosigkeit einer High Speed DSL Leitung. Die eigene Fantasie weicht fantastischen, virtuellen Traumwelten, mit uns selbst als Hauptdarsteller. In „E-Sport“-Wettkämpfen stehen wir gemeinsam mit den Weltstars auf dem Fußballplatz, messen uns mit den besten Clubs der Welt – und sitzen gleichzeitig bequem in unserem Kinderzimmer vor dem Schreibtisch. Man könnte meinen: *Eigentlich tun Jungs heute exakt dasselbe wie vor 30 Jahren – „allerdings machen sie sich nicht mehr schmutzig dabei.“*

Für viele Jungs ist es heutzutage normal, Stunden um Stunden in virtuellen (Fantasie) Welten zu verbringen. Den meisten von ihnen geht es subjektiv sogar häufig ziemlich gut damit. Denn sie bekommen in dieser Welt nahezu alles, was sie sich in dieser Lebensphase wünschen. – Wo liegt also das Problem?

Dieser durchaus romantisch anmutende Blickwinkel auf die positiven Eigenschaften der virtuellen Welt hat einen entscheidenden Haken. Unseren Körper, unsere Identität, kurz: die Realität. Wir können uns nicht einfach von ihr lösen und komplett in die virtuelle Welt „auswandern“.

Die virtuelle Welt kann nicht existieren ohne die reale Welt.

Die virtuelle Welt wurde von Menschen für Menschen geschaffen. Dementsprechend gut ist sie in der Lage, an eine Vielzahl unserer grundlegendsten Bedürfnisse anzuknüpfen; hierzu gehören z.B. die Erfahrung von Anerkennung, Gemeinschaft, Erfolg, aber auch die Ablenkung. Das tiefe Gefühl, dass es uns in der virtuellen Welt im Grunde an nichts fehlt, kann insbesondere bei Kindern und Jugendlichen eine enorme Sogwirkung entfalten.

Befragt man Betroffene von Onlinesucht, was sie dazu bewogen hat sich in die virtuelle Welt zurückzuziehen, so steht zu Beginn bei fast jedem der Wunsch, seine zuvor erwähnten grundlegenden Bedürfnisse erfüllt zu bekommen. Eine schillernde, glitzernde, schöne Welt, die ihnen alles geben kann, wonach sie suchen, steht einer tristen, von Problemen und Konflikten durchzogenen Welt gegenüber, in der sie das Gefühl haben nicht gebraucht zu werden. Im Laufe der Zeit entwickelt sich nicht selten das Gefühl, sich zwischen der virtuellen und der realen Welt entscheiden zu müssen. Das Bewusstsein, dass ihnen das virtuelle Leben mehr zu bieten hat als das reale Leben, verfestigt sich, je mehr Zeit sie in dieser Welt verbringen und die Probleme ihres realen Lebens sich gleichermaßen zu immer größer werdenden Bergen auftürmen. Eine selbsterfüllende Prophezeiung – die Abwärtsspirale nimmt ihren Lauf.

Dies zu verhindern bzw. in unbedenkliche Bahnen zu lenken, ist eine Herausforderung, mit der sich Eltern, aber auch viele Fachkräfte wie z.B. Jungenarbeiter zunehmend konfrontiert sehen. Eine große Herausforderung insbesondere deshalb, weil wir bei jemandem, der für sich kein Problem sieht, auch kein Problembewusstsein, geschweige denn eine Eigenmotivation zur Veränderung voraussetzen dürfen.

Was also tun?

Die virtuelle Welt an sich ist nichts Schlechtes. Im Gegenteil, sie ist in der Lage, vielen von uns ein gutes Gefühl zu vermitteln. Problematisch wird es dann, wenn die Angebote und Möglichkeiten der virtuellen Welt als alternativlos empfunden werden; wenn keine andere Möglichkeit mehr gesehen wird, Spaß zu erleben oder mit negativen Gefühlen umzugehen.

Es bedarf einer gesunden Balance zwischen den Anforderungen und Möglichkeiten der realen und denen der virtuellen Welt. Alternative Freizeitangebote sind ein elementar wichtiger Bestandteil, wenn es darum geht, Jungs die reale Welt wieder ein wenig schmackhaft zu machen.

Viele engagierte Eltern haben bei diesem Versuch zugegebenermaßen schon die schmerzliche Erfahrung machen müssen, dass gut gemeinte Ideen mit einer einzigen abfälligen Handbewegung und dem Satz „Was soll ich denn damit? Da spiele ich lieber Computer, das macht mehr Spaß!“ im Sande verlaufen sind.

In Zeiten von Ipad, Playstation und Netbook hat ein Junge sowieso schon genug zu tun. Warum dann noch vor die Tür gehen? Langeweile kommt sowieso nicht auf. Da hat man gar keine Zeit zu.

Vielleicht liegt ja genau hierin die Chance, einen Rahmen zu schaffen, in dem ein Junge die Möglichkeit bekommt, seine eigene Kreativität kennenzulernen und sich selber nach Alternativen umzuschauen. Einfach mal die „Zeit totzuschlagen“, ohne gehetzt zu sein von „Instant Messages“, „Raids“ und „Clanwars“.

Denn wie wir alle noch aus unserer eigenen Kindheit wissen, ist Langeweile manchmal der beste Motor für Kreativität.

Kontakt

Markus Wirtz

Drogenhilfe Köln e.V., Drogenhilfe Köln e.V., Fachstelle für Suchtprävention, Hans-Böckler-Straße 5, 50354 Hürth

Tel 02233 99 444-0

E-Mail: m.wirtz@praevention.drogenhilfe-koeln.de

Weiterführende Informationen zum Thema unter:

www.websucht.info

www.escapade-projekt.de

Forum 3

Sexueller Missbrauch an Jungen in pädagogischen Institutionen – Präventionsmöglichkeiten

Marcus Wojahn, mannigfaltig Minden-Lübecke e.V., Minden

Der Ausgangspunkt für folgenden Artikel ist die Durchführung eines Forums für männliche pädagogische Fachkräfte im Rahmen der Konferenz „Praxis der Jungenarbeit 11“, einer Tagung des LVR-Landesjugendamtes Rheinland, des Paritätischen Jugendwerkes und der Landesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit NRW am 10. Mai 2012. Im Folgenden werden die Inhalte dieses Forums wiedergegeben. Sie umfassen, neben einem kurzen Exkurs in Ausmaß und Häufigkeit sowie einer kurzen Definition von sexualisierter Gewalt, einen intensiven Blick in die strukturellen Begebenheiten pädagogischer Institutionen und die damit einhergehenden Risikofaktoren unter besonderer Perspektive auf Jungen. Es geht hier weniger um die Gewalt bzw. Übergriffe unter den Besuchern und Besucherinnen bzw. Bewohnerinnen und Bewohnern der Institutionen, sondern vielmehr um die Gewalt, die von pädagogischen Fachkräften ausgeht. Die Bedeutung des landläufig inflationär verwendeten Präventionsbegriffs wird etwas klarer gezeichnet, um sich so auf verschiedenen (Organisations)Ebenen den Möglichkeiten zum Aufbau schützender Strukturen zu nähern – in der Hoffnung, pädagogische Institutionen zu einem m.E. nötigen Organisationsentwicklungsprozess zu ermutigen. Die besondere Bedeutung, die Jungenarbeitern in diesem Zusammenhang zukommen kann, bildet den Abschluss des Beitrages.

Häufigkeiten und eine kurze Definition von sexualisierter Gewalt

Die Grundlage für den im Folgenden verwendeten Begriff sexualisierte Gewalt ist eine Erweiterung des gesetzlichen Missbrauchsbegriffs. Sexualisierte Gewalt umfasst alle sexualisierten und sexuellen Handlungen, mit und ohne körperliche Berührungen, zwischen Personen mit machthierarchischer Ungleichheit (vgl. PETZE 2010), Seite 3). Die wesentlichen Merkmale sind die Ausnutzung von Macht-, Autoritäts-, oder Vertrauens-

verhältnissen, die systematische Herangehensweise durch Täter und Täterinnen sowie die oft existenzbedrohlichen Geheimhaltungszwänge (vgl. ebd.).

Sexualisierte Gewalt geschieht in vielen Kontexten. Hier wird davon ausgegangen, dass die Taten gegen die sexuelle Selbstbestimmung von Kindern zu etwa 30 Prozent innerhalb familiärer Strukturen und zu 50 Prozent im außerfamiliären Nahbereich verübt werden. Diese Bereiche sind von intensiver Beziehungstiefe geprägt. Zu etwa 20 Prozent sind Fernbereiche wie etwa andere (eher anonyme) Institutionen und Fremde mit weniger Beziehungstiefe als Ort sexualisierter Gewalt auszumachen. Bezüglich der Betroffenheit von Jungen im Vergleich zu Mädchen kann generell von einem Verhältnis von 1:2 ausgegangen werden. Im ausschließlichen Bezug zu Jungen ist von einer Betroffenheit zwischen fünf bis 15 Prozent aller Jungen auszugehen (Dunkelfeldzahl; vgl. Enders 2010, Seite 21 f.).

Innerhalb von pädagogischen Institutionen stellt sich die Geschlechterquantität jedoch anders da. Jungen werden in institutionellen Kontexten wesentlich häufiger missbraucht als Mädchen (vgl. Mosser 2009, Seite 94). Zu berücksichtigen ist aber auch, dass dort einfach mehr Jungen sind.

Neben allgemeinen, möglichen Folgen der Viktimisierung können für betroffene Jungen Besonderheiten in Institutionen ausgemacht werden. Die Erfahrung sexualisierter Gewalt kann sich massiv auf die Betroffenen auswirken. Genannt seien hier teils schwere innere Konflikte, wie z.B. Erschütterung der Bedürfnisse nach Zuwendung und Liebe, aber auch der kindlichen Bereitschaft zu Gehorsam und Vertrauen. Häufig gehen mit dem Erleidung der Taten Vertrauensverlust, Schuld- und Schamgefühle, Ohnmacht und/oder Zweifel an der eigenen Wahrnehmung, Sprachlosigkeit und Ängste einher (vgl. Paritätische 2010, Seite 5). Bei Jungen gestaltet sich die Hilfesuche und Hilfeannahme schwieriger. Peter Mosser (2009) hat, bezogen auf die psychologische Situation betroffener Jungen, herausgestellt, dass einige Sachverhalte die Hilfesuche und Hilfeannahme besonders verhindern. Demnach ist jegliche Hilfsbedürftigkeit von Jungen durch das hegemoniale Männlichkeitensystem verboten. Durch die Umdeutung ohnmächtiger Erlebnisse und Männlichkeitskonformität sowie aufgrund von fehlendem Wissen um diese Gewaltform und deren mögliches Vorkommen bagatellisieren Jungen den erlittenen Missbrauch. Nicht nur der Missbrauchsvorfall, sondern auch der darauf folgende, unmännliche Umgang damit führen dazu, dass sich mehrere Schamkomplexe übereinander schichten. Außerdem erwarten Jungen tendenziell, dass ihnen der Missbrauch nicht

geglaubt wird; zudem fehlt es ihnen oft an der Vorstellung, wie Hilfe überhaupt funktioniert. Letztlich fehlt es ihnen auch an sprachlicher Ausdrucksfähigkeit, den Missbrauch zu kommunizieren (vgl. Mosser 2009, Seite 87 ff.).

Geschlechtertheoretisch kann bei Jungen von einer Art „Entmännlichung“ ausgegangen werden, die verhaltensbezogen in besondere Demonstrationen von Männlichkeit münden kann. Jungen zeigen dann, auch symbolhaft, übermäßige Aggressivität, Stärke, Härte und Gefühllosigkeit. Leider führt dies bei pädagogischen Fachkräften oft zu einer falschen Einschätzung des Jungen, die in der Aussage „.... dem kann so was nicht passieren!...“ (vgl. Paritätische 2010, Seite 5) zum Ausdruck kommt.

Wird ein Junge Opfer sexualisierter Gewalt in Institutionen, kann er folgenden Problemen ausgesetzt sein:

- a) Problem Machtverhältnis: Der weitere Besuch bzw. (Zwangs)Aufenthalt in der Einrichtung wird ihm zur Qual. Entweder verliert er „seinen“ Ort; oder aber, bei stationärer Unterbringung, er kann nicht einfach weg bleiben.
- b) Problem mangelnder Rückhalt: Generell wird Opfern eher nicht geglaubt. Auch werden „wohlbekannte Beschwerden“ – z.B. über pflichtige Schulbesuche in Differenz zu konkretem Klagen – leicht übersehen.
- c) Mangelnde Unterstützung der Peergroup: „Strategisch“ Bevorzugte erhalten keine Unterstützung aus der Peergroup; oder aber die Gruppe ist mit der Wahl des Opfers einverstanden.
- d) Problem Ambivalenzen: Die Übergriffe sind vermeintlich nicht unfreiwillig; auch kein Widerwille oder keine Abwehr kommen vor. Ein Gefühl von Geschmeichelt-Sein oder etwas Besonderes sein kann vorkommen. Neugier, Fantasie oder auch Bewunderung für den Täter bzw. die Täterinnen können zu einer Bewertung als „gute Gefühle im falschen Kontext“ führen.
- e) Problem fehlende Thematisierung im Alltag: Diese führt zu Überforderung bei nötiger Intervention und erschwert, dass sich Betroffene Erwachsenen anvertrauen (vgl. PETZE 2010, Seite 11 f.).

Sexualisierte Gewalt in pädagogischen Institutionen – eine Besonderheit

Warum ist denn eine pädagogische Institution ein Sonderfall?

Neben dem besonderen Schutzauftrag ist es zur Beantwortung dieser Frage relevant, Institutionen in Bezug auf in ihnen wirkende (Macht)Hierarchien zu reflektieren. Die Beziehung zwischen Kindern und Erwachsenen ist ein natürliches, strukturelles Machtgefälle,

das immer gegeben ist. Innerhalb pädagogischer Institutionen geht diese Machtsche-re allerdings noch weiter auseinander, da Fachkräfte dort einen „allmächtig“ erscheinenden Einfluss haben. Sie bestimmen den Rahmen für die pädagogische Arbeit. Dies ist fachlich und sachlich begründet, bedeutet aber auch Eingrenzung, Einschränkung und Routinen. Für Kinder und Jugendliche handelt es sich um komplexe, unüberschaubare Strukturen. Für die Institutionen an sich gibt es immer ein Innen und ein Außen. Das bezieht sich auch auf Dinge, Themen und Tabus (vgl. Paritätische 2010, Seite 5 f.). Diese Machtverhältnisse stützen die Aussage, dass pädagogische Institutionen einen Risikofaktor an sich darstellen.

Dieser Risikofaktor ist in seiner Ausprägung abhängig von der jeweiligen Struktur der Institution. Zur Klärung sei ein Blick in die beiden Extreme institutioneller Organisation getätigt. Nennt man sie nun „totale Institution“ (Negt 2010, Seite 7 f.), „geschlossene Systeme“ (Holland-Letz 2010, Seite 12) oder „autoritär strukturierte, überstrukturierte Einrichtungen“ (Paritätische 2010, Seite 6), gemeinsam haben derartige Organisationen, dass sie Abhängigkeiten und Ängste provozieren, die wiederum die Kultur der Einrichtung prägen (vgl. ebd.). Diese Einrichtungen verfügen meist über mangelnde Selbstreflexion, schirmen sich gegen Kritik ab und vermeiden eine „echte“ Öffentlichkeit (vgl. Negt 2010, Seite 7 f.). Sie verfügen über eine starke Binnenstruktur, wobei Innen als gut und richtig gesehen wird und das Außen eher als feindlich angesehen wird (vgl. Holland-Letz 2010, Seite 12). Die Hierarchien in diesen Einrichtungen sind meist äußerst machtvoll. Mächtige Akteure verteilen die Macht u.a. im „Tausch“ gegen Gehorsam, Zustimmung, Fleiß und Schmeichelei (vgl. Paritätische 2010, Seite 6 f.).

Das andere Extrem stellen unterstrukturierte Einrichtungen dar. Diese zeichnen sich durch diffuse (Leitungs)Strukturen aus. Oft wird ein Laissez-faire-Stil praktiziert und Ignoranz als vermeintliche Liberalität getarnt. Unklare Strukturen und unklare Leitungsstrukturen provozieren informelle, verdeckte Machthierarchien. Das heißt, dass Machtstrukturen dort ebenfalls vorliegen.

Ob nun über- oder unterstrukturiert: Solche Einrichtungen sind nicht oder nur schwer angreifbar bzw. zur Verantwortung zu ziehen. Auf der einen Seite arbeiten manche Institutionen mit einem Angstsystem; auf der anderen Seite arbeiten manche Institutionen ebenso mächtig, aber undeutlich und schwer erkennbar mit einer Art Isolationssystem (Es „schwimmen“ dort alle, aber allein!).

Generell gilt für jede Einrichtung, dass ihr der eigene gute Ruf wichtig ist. Leider kann das zu Verschiebungen führen: Der Rahmen wird wichtiger als der Inhalt, Opfer werden als Gefährdung der Institution gesehen, Machtverhältnisse sind wichtiger als das Wohl der Kinder. Auch erleben sich Institutionen nach Aufdeckung sexualisierter Gewalt als ohnmächtige Opfer (und das, ohne zwangsläufig ein traumatisiertes System zu sein). Gerade diese Phänomene könnten – kritisch gesehen – nicht nur als mangelnde Sensibilität den Opfern gegenüber, sondern auch als Täterschutz ausgemacht werden.

Die pädagogischen Institutionen sind für die Entstehung und Ausübung sexualisierter Gewalt nicht das entscheidende Moment. Sie bieten für Täterinnen und Täter dennoch einen Nährboden dafür.

Die Ausübung der Gewalt durch Fachkräfte

In den wenigsten Fällen „passiert sexuelle Gewalt ad hoc“. Täter und Täterinnen bereiten sexuelle Übergriffe systematisch vor; unter anderem sondieren sie, welche „Taträume“ pädagogische Institutionen bieten. Lieblose Räumlichkeiten und nicht engagiertes Personal bieten Tätern und Täterinnen die Möglichkeit sich unentbehrlich zu machen (vgl. Enders 2010, Seite 22). Bevor sexuelle Übergriffe ausgeübt werden, testen und manipulieren sie die Kinder und Jugendlichen als potentielle Opfer – fachlich wird das als grooming bezeichnet. Täter und Täterinnen erschleichen sich Vertrauen und bedienen emotionale Bedürftigkeiten wie z.B. Aufmerksamkeit, Zuwendung, Zärtlichkeit, um sie später mit sexuellen Handlungen zu verknüpfen (vgl. Paritätische 2010, Seite 7 f.). Sie demonstrieren Macht und Überlegenheit in begünstigender wie auch demütigender Hinsicht und agieren mit Druck, Drohung, Erpressung, Schweigegeboten und (leider oft realistischer) Aussichtslosigkeit. Mit dem nachfolgenden Beginn der sexuellen Übergriffe sind Kinder leicht in die Geheimhaltung einzubinden, da sie sich bereits verstrickt fühlen (vgl. PETZE 2010, Seite 6 f.).

Die Strategien übergriffiger Fachkräfte manifestieren sich u.a. durch die Schaffung einer grenzverletzenden Atmosphäre und durch uneindeutige, sexualisierte Situationen, aber auch dadurch, dass die notwendige professionelle Distanz aufgegeben wird. Jungen bzw. Mädchen werden in einer Sündenbock-, Opfer- oder Sonderrolle isoliert, womit Täterinnen und Täter auch dafür sorgen, dass sie selbst unbehelligt bleiben (vgl. ebd.).

Einige eigene, persönliche Inszenierungen der Fachkräfte können durchaus als Risikoverhalten bezeichnet werden. Es ist ein Leichtes für eine Fachkraft, in Gruppen als Auto-

ritätsperson zu gelten, die dadurch ein besonderes Flair erhält, dass sie sich persönlich und scheinbar gleichberechtigt gibt (z.B. als Kumpeltyp, vermeintlich nett und sorgsam). Werden hier jedoch die real existierenden Machtverhältnisse reflektiert, wird deutlich, dass die Fachkraft nicht nur der Erwachsene ist, sondern zusätzlich noch die (Gruppen)Mächtigste, der oder die Sozi („nett, toll, fachlich gebildet, sozial eingestellt“) – und eventuell auch noch Mann ist. Das stellt eine weitere Machtbündelung dar. Als Risikoverhalten ist darüber hinaus auszumachen, wenn großzügig mit Regelbrüchen umgegangen wird, Generationenschränken ignoriert und nicht geachtet werden und/oder eine Fachkraft sich unentbehrlich machen will. Dazu gehört sicherlich auch die Rolle des/der „Berufsjugendlichen“, der von anderen Erwachsenen/Fachkräften in der Regel nicht (so?) ernst genommen wird. Mit Enders kann hier gesagt sein: „Wer Erwachsenen nicht gut tut, kann nicht gut für Kinder sein“ (Enders 2010, Seite 22)!

Mit dem Bewusstsein über Risikofaktoren innerhalb pädagogischer Institutionen und dem Risikoverhalten pädagogischer Fachkräfte sollten Verantwortliche der Einrichtungen erkennen, dass auch bei ihnen eine spezifische Prävention sexualisierter Gewalt vonnöten ist. In tradierten, gewaltunsensiblen Strukturen gibt es immer noch keine angemessene Diskussionskultur zum Thema. Nach wie vor verhindert der Umstand, dass Täter und Täterinnen aus dem Kreise der Berufskollegen, ggf. gar dem Team kommen, die Wahrnehmung der Opfer. Oft wird sexuelle Gewalt weiterhin verharmlost oder die Verantwortung verdreht: Indem Opfer zu Tätern umgedeutet werden, ist es den Betrachtenden möglich sich zu distanzieren (vgl. PETZE 2010, Seite 3). Distanz muss hauptsächlich zu dem Unbekannten und somit Angst Machenden gehalten werden und soll verhindern, in einen ohnmächtigen Handlungsdruck zu geraten.

Prävention: auch eine Erziehungshaltung

Qualifizierte Informationen und Diskussionen über sexuelle Gewalt sowie Sexualität sind ein wichtiger Bestandteil von Prävention – die aber wesentlich weiter gehen und vielschichtig realisiert werden muss. Prävention zeigt sich in einer Erziehungshaltung, die sexualisierte Gewalt wahrnimmt und zum Abbau jeglicher Formen davon beiträgt. Sie lässt sich daran erkennen, wie mit sexuellen Übergriffen, diskriminierenden Bemerkungen und Belästigungen umgegangen wird. Prävention gibt klaren Regelungen in Bezug auf Grenzverletzungen und Gewaltvorkommnissen große Bedeutung (vgl. ebd.).

Für den Aufbau präventiv wirkender Strukturen in pädagogischen Institutionen kann Prävention sinnvoll in die Bereiche „strukturelle Prävention“ und „spezifische Prävention“ ausdifferenziert werden.

Strukturelle Prävention schließt die Auseinandersetzung mit Gewalt in allen Formen ein. Es ist ein Wissen um die Vielfalt und Verbreitung von Gewalt und Konfliktsituationen nötig. Strukturelle Prävention problematisiert auch den gesellschaftlichen Hintergrund struktureller Gewalt und lehnt alle Gewaltformen als Mittel zur Durchsetzung eigener Bedürfnisse ab. Ebenso wird das Verständnis von sexualisierter Gewalt als legitime Form der Sexualität abgelehnt. Ganz allgemein fördert strukturelle Prävention die Fähigkeiten zur Selbstbehauptung und zu gewaltfreien Konfliktlösungen sowie zu effektiver Hilfesuche (vgl. PETZE 2010, Seite 15 f).

Spezifische Prävention in Institutionen bedeutet u.a., dass das Thema sexualisierte Gewalt selbstverständlicher Teil von Fortbildung, Elternarbeit und pädagogischer Praxis sein muss. Die Einrichtungs- und Gruppenleitungen müssen selbst gut informiert und fortgebildet sein. Darüber hinaus benötigen sie ausreichendes Fachwissen über straf- und dienstrechtliche Bestimmungen. Pädagogische Angebote zur Prävention müssen sich an Fachkräfte, Eltern, an Besucher und Besucherinnen bzw. Bewohnerinnen und Bewohner richten (vgl. ebd.).

Es gilt, mit Prävention generell durch Sensibilisierung und Entschlossenheit Taten gegen die sexuelle Selbstbestimmung zu verhindern, aber auch dem spezifischen Überbau – hier: pädagogischen Institutionen – Rechnung zu tragen. Dafür sind m.E. eine dem Thema entsprechende Haltung und ganz konkrete Maßnahmen der Organisationsentwicklung notwendig. Eine Haltung, die dem Thema gerecht wird und die Verhinderung dieser Taten unterstützt, ist, kann zur „Kultur“ werden.

Eine „Kultur des Hinschauens, der Achtsamkeit und Grenzachtung“ etablieren

Genau an diesem Punkt bewegen sich die allgemeinen, aber auch fachlichen Diskurse der letzten Jahre. Die allgemeinen, öffentlichen und politischen Diskussionen und Forderungen nach einer „Kultur des Hinschauens“ werden jedoch m.E. wenig konkret und zielführend geführt. Hier darf auch die Frage gestellt werden, ob nur geschaut oder auch gemacht werden sollte bzw. ob nur diskutiert, empfohlen oder auch die Rahmenbedingungen verändert werden sollen?

Für die pädagogische Profession bieten eher fachöffentliche Ideen konkrete, haltungsbezogene Ansätze. Hier setzt sich der Passus „Kultur der Achtsamkeit und Grenzachtung“ durch (vgl. dazu Enders 2011). Die Sensibilität für Grenzen kann operationalisiert werden, um so zu ganz konkreten Regeln und Handlungsanweisungen und -unterlassungen zu kommen.

Eine Kultur der Achtsamkeit und Grenzachtung bedeutet, dass bestehende institutionelle Möglichkeiten verschoben werden müssen. Wichtige Elemente innerhalb pädagogischer Arbeit, die aus dieser Kultur hervorgehen, sind würdevolle Regeln, Partizipation und ein funktionierendes Beschwerdemanagement (vgl. Enders 2010 a). Wird der IST-Stand pädagogischer Einrichtungen unter diesem „kulturellen Blick“ betrachtet, kann die mangelnde Einflussnahme der die Einrichtung nutzenden Kinder bereits als „unbeachtete Grenzüberschreitung“ gesehen werden. Denn allein schon die Umweltgestaltung muss als Recht der Kinder angesehen werden. Kinder müssen erfahren dürfen, dass ihre Stimme gehört wird und ihre Einmischung etwas bewirken kann.

Die Kultur der Achtsamkeit und Grenzachtung kann durch eine Kultur des offenen Dialogs erweitert werden. So sollten alle Entscheidungen transparent gestaltet werden, Partizipation selbstverständliches Element von Institutionen sein und Aushandlungen bezüglich der Bedürfnisse Aller in Angemessenheit des institutionellen Rahmens stattfinden können. Auch das Verhalten der Betreuungspersonen muss kritisierbar sein und partizipativ ausgehandelt werden können.

„Kultur“ kann nicht einfach ersetzt werden, sondern muss verändert, gepflanzt, gepflegt werden und wachsen. Für welche Kultur sich nun auch immer entschieden wird: Es bedeutet eine Menge Veränderungs- und Entwicklungsarbeit für die pädagogischen Institutionen und die pädagogischen Teams.

Die Verantwortung der Träger, der Leitung und Fachkräfte

Im weiteren Verlauf des Textes wird nun ein möglicher Entwicklungsprozess eben zu einer achtenden, sensiblen und offenen Kultur auf den Ebenen der Träger, der Leitung, des pädagogischen Teams und der pädagogischen Fachkräfte gezeichnet. Eine besondere Betrachtung des Spezifikums ‚Jungenarbeiter‘ bildet dann den Abschluss dieses Textes.

Auf der Ebene der gesamten Institution kommt den Trägern eine besondere Bedeutung zu. Sie sind es, die in besonderer Verantwortung stehen und Prozesse in Gang zu setzen haben. Folgende Zielvorstellungen sollten den Ausgangspunkt einer initiierten top-down-Strategie bilden:

- Hochschwelligkeit für Täterinnen und Täter.
- Zugang erschweren.
- Heimlichkeiten verhindern.
- Schutz und Hilfe bieten.
- Minimierung der Risikofaktoren.

Zu erreichen sind diese Ziele durch die (Weiter)Entwicklung zu „wohlstrukturierten“ Organisationen, die Vermeidung grenzverletzenden Verhaltens generell sowie durch Reflexionen und Handeln (bzw. Herstellung oder Aufrechterhaltung von Handlungsfähigkeit). Dazu braucht es Entwicklungsarbeit für die Bereiche Kultur (s.o.), Verhaltenscodices, Handlungsleitlinien, erweiterte pädagogische Konzepte und Standards.

Ein Organisationsentwicklungsprozess muss eine Reflexion bzw. Auseinandersetzung mit den Themenkomplexen Angemessenheit personalen Verhaltens, eindeutige Grenzen, Erlaubnissen und Partizipationsstrukturen umfassen. Dieses sollte überprüft werden anhand von:

- (1) Einstellungsverfahren und -verhalten, Arbeitsverträgen und Selbstverpflichtungen.
- (2) Führungsstile, Organisationskultur und Haltung der Fachkräfte.
- (3) Konzepten und Regeln (auch für die Fachkräfte).
- (4) Analyse des Besucher- und Bewohnerinnenverhaltens.
- (5) Außendarstellung versus innere Realität.

Das Ziel dieser Reflexionen ist es, einen Verhaltenskodex, Handlungsleitlinien und Standards für die Themen Kultur der Grenzachtung, Umgang mit Verdacht und Intervention zu erarbeiten (vgl. Enders 2010, Seite 23).

Es ist auch Aufgabe von Leitung, diese Reflexions- und Entwicklungsprozesse zu initiieren und aktiv zu begleiten. Leitung muss Zugänge eröffnen zu externen Angeboten, sie soll Partizipationsmodelle und Beschwerdemanagement implementieren, Fachkräfte bei Verdachtsmomenten unterstützen (können und auch tun) und Geld für die Organisations- und Teamentwicklung akquirieren. Leitung selbst muss sich das nötige Fachwissen aneignen und die Fachkräfte durch Fort- und Weiterbildung dazu befähigen, dass Sexualpädagogik, Entwicklungsförderung und -stärkung, formenübergreifende Gewalt-

sensibilität, präventiv-wirkende Umgangskulturen und Interventionsstandards entwickelt und konzeptionell berücksichtigt werden.

Einen großen Anteil an der Entwicklung von präventiven Strukturen haben die Fachkräfte, die in den pädagogischen Teams die Arbeit „vor Ort“ bzw. „am Kind“ machen. Zu den schützenden Faktoren bei den Fachkräften gehören – ebenso analog zu den Inhalten von Prävention – fundiertes Wissen über sexuelle Gewalt und Kenntnisse von Täter- bzw. Täterinnenstrategien. Darüber hinaus sind Kenntnisse über die sexuelle Entwicklung von Kindern und über Sexualpädagogik sinnvoll. Präventive Wirkungen zeigen auch Team- und Fallsupervisionen und regelmäßige Reflexionen. Reflexionsbereitschaft sollte von pädagogisch Tätigen erwartet werden dürfen. Sollen Reflexionen wirksam sein, muss von den Fachkräften die Bereitschaft zu Transparenz und zur Auseinandersetzung über das eigene, professionelle Handeln bestehen. In Reflexionen sollten Grenzverletzungen im pädagogischen Alltag angesprochen werden und die Fortentwicklung einer (grenz)achtsamen Erziehungshaltung überprüft werden. Wenn Regeln und Grenzen von allen respektiert und geschützt werden, besteht auch bezogen auf sexuelle Übergriffe wesentlich weniger Risiko. Hilfreich gegen die Entstehung von sexueller Gewalt kann es auch sein, wenn in pädagogischen Teams die (eigene) Sexualkultur – natürlich grenzachtend – thematisiert und reflektiert werden kann. Auch hierdurch kann sexuelle Gewalt und Sexualität weiter enttabuisiert werden.

Wenn ein pädagogisches Team den Entschluss gefasst hat, einen solchen reflektierten Entwicklungsprozess zu beginnen, ist es möglich, sich den folgenden (beispielhaften) Fragekomplexen zuzuwenden, um sich einen Überblick des IST-Standes der Einrichtung zu verschaffen:

A. Wer und was ist hier?

Sind die Strukturen der Einrichtung transparent und allen bekannt? Gibt es definierte und verbindliche Aufgabenteilungen? Wie sind die Entscheidungsstrukturen, welche Hierarchien gibt es?

B. Wird aufeinander geschaut?

Wie ist der Führungs- bzw. Leitungsstil? Wie steht es um die Leitungsverantwortung? Sind die Fürsorge und die Kontrolle der Fachkräfte gewährleistet? Wird das Kindeswohl höher bewertet als die Fürsorgepflicht gegenüber Mitarbeitenden?

C. Wie ist die Kommunikation?

Wie sind die Ansprechstrukturen? Gibt es Raum für Hinterfragungen und Beschwerden? Welche Interventionskonzepte und welche Handlungsleitlinien gibt es?

Welche Mitbestimmungs- und Beschwerdemodelle gibt es für die jeweiligen Gruppen?

D. In welcher Funktion nehmen wir uns wahr?

Besteht eine offene Atmosphäre, um sexuelle Gewalterfahrungen wahrzunehmen?
Gibt es ein Bewusstsein über die Rolle im Hilfesystem in Bezug auf sexualisierte Gewalt (vgl. Paritätische 2010, Seite 9 f)?

E. Was für ein Milieu bilden wir?

Wie steht es um Demokratie? Werden Schwächere geschützt, gestützt und gefördert? Wie ist das Engagement der Fachkräfte? Kann sich eine achtsame Erziehungshaltung entwickeln?

Prävention und Jungenarbeit(er)

Wird nun in Bezug auf Prävention sexualisierter Gewalt in pädagogischen Institutionen die Ebene Jungenarbeiter betrachtet, kann an erster Stelle herausgearbeitet werden, dass diese Prävention und Jungenarbeit ähnliche Ziele verfolgen. Jungenarbeit macht u.a. Männlichkeiten und Mann-Werdung in der Arbeit mit Jungen zum Thema. Einige Ansätze von Jungenarbeit teilen die Annahme, dass gängige Männlichkeitsbilder die Hilfeannahme und Hilfestellung sowie die Aufdeckung von Gewaltwiderfahrnissen verhindern. Auch die Handlungen der übergriffigen Person während des grooming sind in der Regel tradiert geschlechtsrollenkonform. Ein Blick hinter die Geschlechterfolie kann hier Wahrnehmungsblockaden schwächen.

Jungenarbeit ist sich weitgehend klar darüber, dass Verletzungen und Leiden von Jungen und Männern nur schwer kommunizierbar sind, da diese der Kultur einer „Koalition des Verschweigens“ unterliegen (Lenz 2000, Seite 55). Im Gros ist sich Jungenarbeit bewusst, dass mangelnde Grenzsensibilität und -durchsetzung gewaltpotenzierend wirken kann und den Entgrenzungen von Männlichkeiten pädagogisch begegnet werden muss.

Zur Erinnerung: Grenzen überschreiten nicht nur die Täter und Täterinnen, sondern verschoben, verzerrt oder ausgelöscht werden auch die Grenzen der betroffenen Jungen. Die Grenzen vom Nicht-Hilfe holen und Aushalten, die durch Übergriffe längst erreicht sind, werden bei Jungen ins Unerträgliche verschoben – teils durch die übergriffigen Personen selbst, teils durch Männlichkeitskonformitätsdruck. Entmännlichung (s.o.) ist eine Bedrohung für den Jungen auf dem Weg, ein Mann zu werden (oder werden zu müssen).

Weitere Themen der Jungenarbeit wie Sorgeselbstständigkeit (dazu gehört auch Hilfe holen!), Jungen mit sich selbst und anderen in Kontakt bringen, Thematisierung von Gefühlen und die Stärkung eigener Rechte lesen sich wie Ziele von pädagogischen Angeboten aus dem Bereich der Prävention. Qualifizierte Jungenarbeit kann also auch hier gewaltpräventiven Charakter haben.

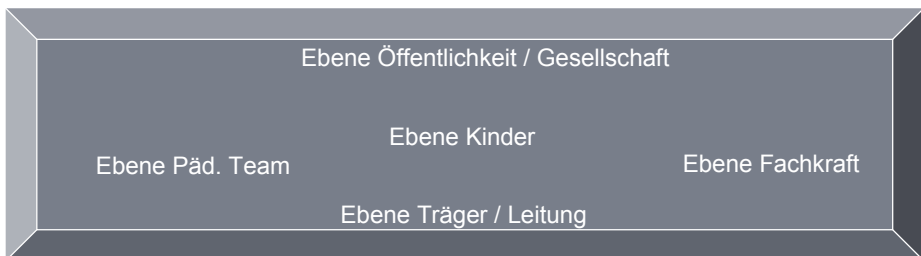
Neben der inhaltlichen, pädagogischen Ausrichtung kommt dem Jungenarbeiter eine Funktion des Netzwerkers als Schnittstelle zwischen Einrichtung, Kollegen und Kolleginnen, Jungen und Fachberatung zu. Ein Jungenarbeiter kann sich als Mittler für allgemeine Fragen, für die Organisation von spezifischer Fortbildung oder Präventionsprozessen, zur Verdachtsabklärung oder zur Durchführung qualifizierter Prophylaxe durch Fachpersonal (pädagogische Angebote der Fachberatungsstellen gegen sexualisierte Gewalt) einsetzen.

Um die inhaltliche Arbeit und die Haltung des Jungenarbeiters näher zu betrachten, werden auch hier zwei Ebenen benannt. Auf der persönlichen Ebene ist es erforderlich, dass Jungenarbeiter sich mit dem Thema sexualisierte Gewalt auseinandersetzen und sich entsprechend Wissen aneignen. Über die eigene Fachlichkeit und über die (auto)biographische Arbeit können Jungenarbeiter ein eigenes Gefühl zum Thema entwickeln. So können Zugänge zu der Offenheit für Verletzlichkeit und Leid von Jungen und Männern geschaffen und Blockaden in der Wahrnehmung männlicher Opfer abgebaut werden.

Auf der praktischen Ebene hat das Reden über Grenzachtung, Sexualität und sexualisierte sowie weitere Gewaltformen gewaltpräventiven Charakter. Die konzeptionelle Berücksichtigung von Sexualpädagogik und „weitergehender“ Partizipation sind darüber hinaus sinnvolle Bausteine. Hilfreich ist z.B., wenn Jungenarbeiter konkrete Regeln mit den Jungen erarbeiten („Keine Gewalt!“ ist zu abstrakt und stimmt meist auch nicht – Jungen kennen konkrete Handlungen aus ihrer Lebenswelt). Jungenarbeiter können die „Kultur der Grenzachtung“ operationalisieren und so zu einer klaren Haltung sowie allgemeinen Handlungsansätze kommen. Das würde aber auch heißen, bei grenzverletzendem Verhalten aktiv einzugreifen und gegebenenfalls zu begrenzen. Eine aktive Haltung z.B. gegen Sexismus – m.E. ist dieser immer als grenzverletzend zu verstehen – heißt, Jungen als potentiell schwach und hilfebedürftig Geltung zu verschaffen und ihnen solidarisch zur Seite zu stehen. Jungen müssen von Männern die Erlaubnis erhalten, sich selbst als potentiell hilfebedürftig anzusehen und Hilfe anzunehmen. Sie sollen befähigt werden kommunikativ sicherzustellen, dass sie Hilfe erhalten.

Was braucht es, damit ein hilfebedürftiger Junge sich im gruppenpädagogischen Kontext mitteilen kann? Die Atmosphäre der Gruppensituation und die Haltung des Jungenarbeiters können die initiale Aufdeckung eines Jungen ermöglichen. Dazu muss ein Junge die Gelegenheit bekommen zu sprechen; seinerseits muss natürlich eine Mitteilungsabsicht vorliegen. Interessant wird hier die dritte Bedingung, die ein Junge vorfinden muss: Zwischen den Aspekten der aktuellen Situation und dem Thema der eigenen Betroffenheit muss eine, zumindest assoziative, Verbindung bestehen (Mosser 2009, Seite 63). Die Betroffenheit und die Mitteilungsabsicht des Jungen liegen außerhalb der Wirkmöglichkeiten des Jungenarbeiters. Einfluss hat er jedoch auf die „Sprechgelegenheit“ und die Gestaltung der aktuellen Situation in der Gruppe. Ein Jungenarbeiter kann die „aktuelle Situation“ fortwährend gestalten, indem wiederkehrend eine Vermittlung von Wissen über sexuelle Gewalt und die eigenen (Kinder)Rechte stattfindet, konsequent Diskriminierungen, Stigmatisierungen, Abwertungen, unangemessene Beschuldigungen unterbleiben und Zugänge zu Hilfesystemen geschaffen werden. Die (hilfebegünstigende) Situation wird haltungsbezogen gestaltet, durch Fachmänner, die das Leid von Jungen (an) erkennen und sich um sie sorgen bzw. kümmern (i.S.v. care).

Bis zu dieser Stelle ist deutlich geworden, welche Möglichkeiten zur Prävention sexualisierter Gewalt in pädagogischen Institutionen unter besonderer Berücksichtigung von implementierter Jungenarbeit bestehen. Die vorgestellten Themen und Wege stellen nur einen Teil dessen dar, was möglich ist. Unter Hinzunahme jeweils eigener (meiner, deiner, ihrer) Wahrnehmungen von pädagogischen Institutionen soll auch deutlich geworden sein, dass pädagogische Institutionen noch viel tun können, um als Orte für Kinder sicherer zu werden. Dazu braucht es Hinterfragungen und Bewusstmachungen über die jeweils eigene Institution. Dort muss Prävention alle betreffen. Prävention machen, bedeutet auch sie auf allen institutionellen Ebenen zu denken.



Prävention sexualisierter Gewalt in Institutionen bedeutet daher auch sehr viel Reflexion, viel Entwicklungsarbeit und somit viel persönliches Engagement sowie Arbeitsstunden des Personals. M.E. lohnen sich die Reflexionen, das persönliche Wachstum und die konzeptionelle Teamarbeit. Das Geld für diese Arbeit ist eine humane, sinnvolle Investition in die Zukunft.

Umfassende Prävention gegen sexualisierte Gewalt ist nicht nur wirksam, sondern prägt eine Kultur, in der Kinder besser geschützt und gefördert werden, in der sich die Qualität der pädagogischen Arbeit verbessert, in der die Institution professionalisiert wird und in der sich alle Menschen besser aufgehoben fühlen.

Kontakt

Marcus Wojahn

mannigfaltig Minden-Lübbecke e.V., Simeonstrabe 20, 32423 Minden

Tel 0571 8892684

E-Mail: wojahn@mannigfaltig-minden-luebbecke.de

www.mannigfaltig-minden-luebbecke.de

Literatur

Enders, U. (2010): Sichere Orte für Mädchen und Jungen. In: Erziehung und Wissenschaft. Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung. 6/2010. 62. Jg. Seite 21–23.

Enders, U. (2010a): Prävention von sexuellem Missbrauch in Institutionen. Bausteine präventiver Strukturen in Institutionen. www.zartbitter.de (eingesehen: 30.04.2012)

Enders, U. (2011): Grenzen achten!

Holland-Letz, M. (2010): Verbrechen im „geschlossenen System“. In: Erziehung und Wissenschaft. Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung. 6/2010. 62. Jg. Seite 12–13

Lenz, H.-J. (Hrsg.) (2000): Männliche Opfererfahrungen. Problemlagen und Hilfeansätze in der Männerberatung.

Mosser, P. (2009): Wege aus dem Dunkelfeld.

Negt, O. (2010): Wer ist eine gute Lehrerin, wer ein guter Lehrer? In: Erziehung und Wissenschaft. Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung. 6/2010. 62. Jg. Seite 7–9

Paritätische (Hrsg.), Hölling, Riedel-Briedenstein, Schlingmann (2010): Mädchen und Jungen vor sexueller Gewalt in Institutionen schützen. Handlungsempfehlungen zur Prävention von sexuellem Missbrauch in Institutionen der Jugendhilfe, Kinder- und

Jugendfreizeiteinrichtungen, Schule und Kindertagesbetreuungseinrichtungen. Berlin

PETZE-Institut für Gewaltprävention (Hrsg.), Kavemann, Münder (2010): Sexuelle Übergriffe in der Schule – Leitfaden für Schulleitungen, Schulaufsicht und Kollegien zur Wahrung des sexuellen Selbstbestimmungsrechts von Schülerinnen und Schülern. Kiel

Forum 4

„Wie ein Kreis im Meer von Quadraten“

Schwule Jungs und Heteronormativität

**Torsten Schrod, Sozialverein für Lesben und Schwule e.V.,
Ruhrgebiet/Niederrhein**

„Wie ein Kreis im Meer von Quadraten“, so beschrieb ein 16-Jähriger sein Leben als junger Schwuler in der Gesellschaft. Das war 1997 bei der ersten großen Zukunftswerkstatt von jungen Lesben und Schwulen in Köln. Seitdem hat sich viel verändert: Es gibt schwule Oberbürgermeister, einen schwulen Außenminister, ein Lebenspartnerschaftsgesetz – und fast keine Daily Soap kommt ohne mindestens einen Schwulen aus.

Während noch bis 1994 der „Schutz der Jugend vor Homosexuellen“ zum Auftrag des Jugendschutz gehörte und so der damalige § 175 StGB Inhalt in Schulungen von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der Jugendverbandsarbeit war, gehört spätestens seit dem Beschluss der Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter von 2003 der „Schutz der jungen Homosexuellen“ zum Auftrag des Jugendschutzes: „Aus Sicht des erzieherischen Jugendschutzes erscheint es sinnvoll, niederschwellige Beratungsmöglichkeiten zu Themen wie Coming-Out, Probleme mit der eigenen Homosexualität (...) zu schaffen.“ (BAG 2003: Sexuelle Orientierung ist ein relevantes Thema der Jugendhilfe).

Man könnte meinen, Homophobie sei Schnee von gestern.

Dennoch machte die Veranstaltergemeinschaft der Konferenz „Praxis der Jungenarbeit“ Heteronormativität bei der Veranstaltung 2012 unter dem Titel „Jungen schützen“ zu einem Thema.

Dieser Beitrag basiert auf dem einleitenden Referat von Torsten Schrod, der auf vorliegende Befragungsergebnisse und Alltagsbeobachtungen aus über 12 Jahren schwuler

Jugendarbeit im Ruhrgebiet berichtete, sowie auf der anschließenden Diskussion im Forum. Torsten Schrodt ist Dipl. Sozialpädagoge und tätig als Geschäftsführer des Sozialvereins für Lesben und Schwule e.V. Der Verein ist Träger von drei les-bi-schwulen Jugendeinrichtungen im Ruhrgebiet und bemüht sich zur Zeit um den Ausbau von Angeboten für junge Lesben und Schwule in der Region Niederrhein.

Schwul sein – Thema in der Jugendarbeit

Den Auftrag der Jugendhilfe in Hinblick auf schwule und lesbische Jugendliche hat die Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter auf den Punkt gebracht:

„Sexuelle Orientierung ist ein relevantes Thema für die Jugendhilfe

(...) § 1 (3) SGB VIII verpflichtet die Jugendhilfe, junge Menschen in ihrer individuellen und sozialen Entwicklung zu fördern und einen Beitrag zu leisten, Benachteiligungen zu vermeiden oder abzubauen. Die Jugendhilfe ist damit auch aufgefordert, das Thema sexuelle Orientierung von jungen Menschen und ihren Eltern als einen wichtigen Aspekt in ihren Angeboten und Maßnahmen aufzugreifen.“ (BAG 2003)

Schwule und lesbische Jugendliche würden hiervon doppelt profitieren, da es zum einen darum geht, sie auf ihrem – immer noch schweren – Weg zu unterstützen und zugleich die Möglichkeiten der Jugendarbeit zu nutzen, um Diskriminierung entgegenzuwirken.

Hiervon profitieren allerdings nicht nur die fünf bis 10 Prozent lesbischen und schwulen Jugendlichen, sondern alle Jugendlichen: Zum einen weil sie selbst auf die eine oder andere Weise auch „Opfer“ der Heteronormativität sind, zum anderen weil gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in der Regel nicht bei einer Gruppe haltmacht, sondern gruppenübergreifend ausgerichtet ist.

Jugendarbeit hat den Auftrag und auch die (gesellschaftliche) Verantwortung, die Lebenssituation von lesbischen und schwulen Jugendlichen in den Blick zu nehmen. Das entspricht zudem dem Interesse vieler Fachkräfte. In einer aktuellen Befragung von Fachkräften in der Kinder- und Jugendhilfe in München gaben mehr als die Hälfte der befragten Fachkräfte an, dass die Lebenslagen von schwulen und lesbischen Jugendlichen zu wenig in ihrem Arbeitsbereich bekannt sind. 78 Prozent wünschen sich hierzu fachliche Fortbildung (München 2011).

Dieselbe Befragung liefert ebenso erste Belege dafür, dass Homophobie auch 15 Jahre nach der Zukunftswerkstatt „Watch out and dream“ kein Schnee von gestern ist. 90

Prozent der Fachkräfte beschreiben ein unfreundliches soziales Klima in Jugendtreffs und Schulen gegenüber Lesben und Schwulen. Mehr als 50 Prozent der Fachkräfte aus Jugendarbeit und Schule erleben verbale Beschimpfungen häufig oder sogar sehr häufig (München 2011).

Heteronormativität – Lebensrealität von schwulen Jugendlichen

Wenn man sich der Lebenssituation von jungen Schwulen nähert, ist es wichtig sich zunächst zu vergegenwärtigen:

- (1) Schwule Jugendliche sind auch Jugendliche.

Sie sind wie alle Jugendlichen betroffen von einer Steigerung des Leistungs- und Zeitdrucks, auch sie haben mehr Gestaltungsoptionen, die allerdings verbunden sind mit einer neuen Gestaltungsverantwortung und damit einhergehenden Unsicherheiten sowie der Angst zu scheitern. Wie zuletzt die neueste Sinus-Studie belegt, wächst – sicherlich aus den genannten Gründen – bei Jugendlichen das Bedürfnis nach und damit die Bedeutung von Sicherheit, Familie und Freunden.

Auch schwule Jungen wachsen in sehr unterschiedlichen Milieus auf und haben daher sehr unterschiedliche Gestaltungsoptionen und Umgangsformen mit Unsicherheit und Angst.

- (2) Schwule Jungs sind auch Jungs.

Sie erleben, dass „Männlichkeit“ weiterhin mit Attributen wie Stärke, Macht, Einfluss und Potenz verbunden ist. Abweichungen gelten, gerade in der Gleichaltrigen-gruppe, als „unmännlich“.

Betrachtet man die Lebensrealität von jungen Schwulen, fällt schnell auf, dass die oben genannten positiven Entwicklungen und Beispiele – gerade auch den jungen Schwulen selbst – ein „everything goes“ vermitteln, das mit ihrem Alltag wenig zu tun hat. Denn während die gesamtgesellschaftliche Akzeptanz steigt, erfolgt die Diskriminierung vor allem im engsten sozialen Umfeld der Jugendlichen, also genau in den Bereichen, die für junge Menschen schon immer wichtig waren und sogar mehr Bedeutung bekommen. Während „Frau Müller“ mit dem schwulen Friseur wunderbar quatschen kann und überhaupt keine Schwierigkeiten in der Homosexualität ihres Stadtoberhauptes sieht, reagiert sie oft völlig anders auf das Coming-Out ihres Sohnes. Neben „Angst“ um den Sohn und seine Zukunft spielen hierbei oft die antizipierten Reaktionen der Nachbarschaft oder der Familie eine Rolle. Während gerade viele junge Menschen die Ehe für Lesben und Schwule durchaus befürworten, reagieren sie häufig ablehnend und ausgrenzend

auf einen schwulen Freund, denn sie könnten „angebaggert“ oder ebenfalls „in Verruf“ geraten.

Junge Schwule erfahren von Geburt an Heterosexualität als unhinterfragte Norm. Sei es in der Familie, in Kinder- oder Schulbüchern, in Märchen oder im Fernsehen: Heterosexualität ist allgegenwärtig und erwünscht, Homosexualität kommt – wenn überhaupt – am Rande vor und wird häufig als negative Ausnahme bzw. Abweichung dargestellt. Junge Schwule erfahren immer früher und meist bevor sie sich ihrer eigenen sexuellen Orientierung bewusst werden, dass „schwul“ das beliebteste Schimpfwort auf deutschen Schulhöfen ist. Ihnen bleibt nicht verborgen, dass 42 Prozent der Bevölkerung Homosexualität „unmoralisch“ finden und weiterhin 40 Prozent gegen die gleichgeschlechtliche Ehe sind (Befragung zur Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit in Europa, Univ. Bielefeld 2009). Gerade bei gleichaltrigen Jungen spüren sie die Abneigung, da 71 Prozent der Jungen Schwule „gar nicht gut“ finden (IconKids Studie 2002).

Sie werden heterosexuell erzogen und sozialisiert. Sie verinnerlichen diese Werte, aus denen erste Zukunftswünsche (nach Familie, Kinder usw.) entstehen, bereits bevor sie ihre eigene Neigung entdecken. So ist bereits der erste Gedanke, selbst ggf. schwul zu sein, mit massiven innerlichen Diskrepanzen und Zukunftsängsten verbunden.

Laut einer Befragung von jungen Schwulen im Auftrag des Niedersächsischen Sozialministeriums (Veröffentlichung 2001) entdecken junge Schwule ihre gleichgeschlechtliche Orientierung im Durchschnitt mit 13,4 Jahren. An Sicherheit gewinnen sie im Durchschnitt mit 16,7 Jahren. Die dazwischenliegende Zeit ist geprägt von Gegenwehr, Leugnung und Schuldgefühlen. Neben dem inneren Kampf sind die Jugendlichen belastet, durch die Angst als Schwuler „erkannt“ zu werden. Dies führt nicht selten zur größtmöglichen Anpassung (aktive und offensive Diskriminierung alles vermeintlich „Schwulem“ durch sie selbst) und zu sozialem Rückzug in Einsamkeit und Isolation. Gerade in dieser Phase, die junge Schwule häufig als die schwierigste Zeit ihres Coming-Outs beschreiben, sind sie besonders sensibel für ablehnende Äußerungen gegenüber Schwulen. In ihren Ohren klingt das Wort „schwule Sau“ sehr viel „lauter“, als in den Ohren von heterosexuellen Jugendlichen und Erwachsenen.

So ist es nicht verwunderlich, dass die meisten jungen Schwulen, auch nachdem sie sich ihrer Orientierung sicher geworden sind, im Durchschnitt noch fast zwei weitere Jahre (18,2 Jahre) warten, bis sie sich gegenüber ihrem Umfeld bzw. Teilen dieses Umfeldes

„outen“. Hierbei ist zu bedenken, dass der Prozess des Coming-Outs für einen schwulen Jungen/Mann nie wirklich abgeschlossen ist. Der Abklärungsprozess, wo und bei wem man sich auf welche Weise „zu erkennen geben“ kann, geht dauerhaft weiter. Neben der Erfahrung verändert sich der Grad der Abhängigkeit. Betrachtet man die Einstellungen von Eltern, so ist verständlich, dass junge Schwule mit ihrem Coming-Out häufig warten, bis die familiäre Abhängigkeit geringer wird. Die große Mehrzahl der Eltern fänden es schlimm, wenn ihr Sohn schwul wäre. Und 20 Prozent der Mütter und 25 Prozent der Väter würden die Homosexualität ihres Kinders dauerhaft nicht akzeptieren (Niedersachsen 2001).

Weitere Befragungsergebnisse runden das Bild ab:

- 60 Prozent der jungen Schwulen haben Gewalterfahrungen (Maneo Umfrage 2009).
- 38,6 Prozent beschreiben Kontaktabbrüche (Niedersachsen 2001, ähnlich „Wir wollens wissen“, Befragung in NRW 2005).

Nicht nur die schwulen Jugendlichen selbst, sondern auch 88,4 Prozent der Fachkräfte in der Kinder- und Jugendhilfe (Münchener Befragung 2011) attestieren für schwule Jungen zusätzliche Belastungsfaktoren.

Diese Situation hat, wie bereits beschrieben, Auswirkungen auf junge Schwule. Sie sind konfrontiert mit Selbstzweifeln, (zeitweiser) Ablehnung eigener Persönlichkeitsanteile, Unsicherheiten, Zukunftsängsten, Angst vor Ausgrenzung und Diskriminierung. Durch sozialen Rückzug, Ausgrenzung oder Beziehungsabbrüche erleben sie Einsamkeit und Isolation.

Dieser Leidensweg bleibt häufig unbemerkt, weil junge Schwule viel Energie darauf verwenden als solche nicht aufzufallen. Nicht selten kommt es allerdings zu Schulverweigerung oder -versagen, weil junge Schwule den homophoben Ort Schule meiden, zu erhöhten Flucht Tendenzen in Form von Alkohol- und Drogenkonsum oder in virtuelle (Schein) Welten – sowie zu psychischen Erkrankungen aufgrund der inneren Diskrepanzen und einer Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls. Deutlich höher ist zudem das Suizidrisiko. Die Berliner Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben und Schwuler in Berlin aus dem Jahr 1999 ermittelte hierzu ein vierfaches Risiko bei jungen Lesben und Schwulen. Die Niedersächsische Befragung ergab, dass fast 20 Prozent der befragten jungen Schwulen mindestens ernsthaft an Suizid gedacht haben.

Die gesellschaftliche Situation „drängt“ die nach Akzeptanz und anderen Schwulen suchenden Jugendlichen aufgrund von in der Regel fehlenden Alternativen in die eher sexualisierte, auf schnelle Bedürfnisbefriedigung ausgerichtete kommerzielle Szene. Hier sind die belasteten jungen Schwulen besonders „verführbar“. 14 Prozent der im Rahmen der niedersächsischen Erhebung befragten Jugendlichen gaben an, ihre ersten sexuellen Erfahrungen mit einem mindestens 10 Jahre älteren Mann gemacht zu haben. Jeder Neunte gibt hier an, bereits sexuelle Gewalt erfahren zu haben.

Es ist offensichtlich, dass die Identitätsentwicklung von jungen Schwulen hoch belastet ist. Die besondere Herausforderung liegt hierbei vor allem darin, ein positives Selbstbild gegen ein negatives Fremdbild zu entwickeln. Hierbei erfolgt die Identitätsentwicklung verstärkt durch Abgrenzung und – auch auf Grund mangelnder, adäquater Vorbilder – durch Identifikation. In der Zeit von der ersten Entdeckung (13,4 Jahren) bis zum Coming-Out (18,2 Jahren) gehen ihnen viele, für heterosexuelle Jugendliche alltägliche Experimentier- und Erfahrungsräume verloren. Anders als bei heterosexuellen Jugendlichen, bei denen die ersten sexuellen Erfahrungen zeitlich eng mit den ersten Beziehungserfahrungen (16 Jahren) zusammenliegen, machen schwule Jungen ihre ersten Beziehungserfahrungen durchschnittlich mit 19 Jahren, während die ersten sexuellen Erfahrungen ebenfalls bei ca. 16 Jahren gemacht werden (Niedersächsische Befragung 2001).

In der Praxis der Arbeit mit schwulen Jungen ist zu beobachten, dass nur wenige den geäußerten Wunsch nach einer festen und treuen Partnerschaft realisieren und ausleben und Partnerschaftsprobleme der häufigste Anlass für Beratungsgespräche sind. Mögliche Gründe hierfür sind, neben der verzögerten Identitätsentwicklung und der schon früh vollzogenen Trennung von Liebe/Partnerschaft und Sexualität, in den schon früh – mit der Akzeptanz der eigenen Homosexualität gegen die zunächst vorherrschenden eigenen Normen – durchlebten, aber notwendigen Tabubrüchen (Gefahr der Entgrenzung), einem geschädigten Selbstwertgefühl, welches nicht selten mit einer (ständigen) Suche nach äußerer Bestätigung zu kompensieren versucht wird, sowie mit teilweise schmerzhaften Kontaktabbrüchen, die das Vertrauen in menschliche Bindungen infrage stellen.

Les-bi-schwule Jugendarbeit als Unterstützung

Die Angebote der les-bi-schwulen Jugendarbeit können Jugendliche auf ihrem Weg unterstützen und werden als hilfreich bewertet und gerne genutzt. Die jungen Schwulen haben in diesem Schutzraum sowohl vor Diskriminierung als auch vor der sexualisierten Szene die Möglichkeit, andere junge Schwule kennenzulernen und im Kontakt mit ihnen zu erleben, wie „normal“ es sein kann schwul zu sein. Die Angebote stellen Experimentier- und Erfahrungsräume dar, in denen sie ihre Homosexualität und neue Zukunftsvisionen mit anderen besprechen, reflektieren und erleben können. Im Austausch erfahren sie, eingebunden und akzeptiert statt ausgegrenzt und allein zu sein. Sie haben die Möglichkeit zur gegenseitigen Identifikation. In den etablierten Jugendeinrichtungen stehen darüber hinaus Fachkräfte zur Unterstützung, Begleitung und Beratung zur Verfügung.

In der Praxis der les-bi-schwulen Jugendarbeit ist spürbar, dass der Bedarf nach intensiver Beratung und Begleitung seit Jahren steigt. Dies ist vor allem der Tatsache geschuldet, dass die Nutzerinnen und Nutzer im Durchschnitt jünger werden und damit ein höheres und längeres Abhängigkeitsverhältnis zur Herkunftsfamilie besteht, was häufig besonders belastend ist und zu Schwierigkeiten führt. Ein weiterer Grund liegt darin, dass die Gruppe der Nutzerinnen und Nutzer „breiter“ wird. Verstärkt werden die Einrichtungen von Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte sowie aus sozial schwächeren und bildungsferneren Bevölkerungsgruppen genutzt. Abgesehen davon, dass in diesen Gruppen oft eine ablehnende Haltung gegenüber Lesben und Schwulen vorherrscht, bringen diese Jugendlichen die unterschiedlichsten zusätzlichen Belastungen mit. Dies stellt die – in der Regel – personell schwach ausgestattete les-bi-schwule Jugendarbeit vor besondere Herausforderungen.

Eine weitere Herausforderung liegt in der Versorgung junger Schwuler in ländlichen Regionen. Während sich in Großstädten und Ballungszentren zunächst selbstorganisierte Jugendgruppen zu Jugendzentren entwickelt haben, ist der Besuch eines solchen Angebotes für die meisten Jugendlichen in NRW aufgrund der Entfernung nicht möglich. So geben 50 Prozent der Jugendlichen 2004 in der NRW Befragung „Wir wollens wissen“ an, dass sie ein solches Angebot aufgrund der Entfernung nicht nutzen können. Parallel sind viele der ehemals aktiven selbstorganisierten Gruppen – sicherlich auch aufgrund des gestiegenen Leistungs- und Zeitdrucks im Jugendalter – als Minimalversorgung weggebrochen. Lösungen hierfür zu finden, ist die Aufgabe eines Modellprojektes am Niederrhein; hier sollen Erfahrungen in einem ländlichen Raum gewonnen werden.

Was können Jugendarbeiter tun?

In der Jugendarbeit gibt es in Bezug auf schwule Jungen zunächst das Problem, dass sie in der Regel nicht vorkommen oder aber als solche nicht sichtbar werden. Dies ist nicht verwunderlich, da junge Schwule häufig alle Orte meiden, an denen sie gegenüber der diskriminierenden Gleichaltrigengruppe identifiziert werden können. Ähnlich wie Schulen können Jugendeinrichtungen und auch andere Einrichtungen der Jugendhilfe als homophobe Orte bezeichnet werden.

Um diesen Zustand zu verändern, ist es zunächst zu erkennen und als IST-Stand zu akzeptieren. Oft neigen gerade Fachkräfte dazu, das eigene Arbeitsfeld zu idealisieren und damit die Problematik zu negieren und eine Veränderung zu behindern. So ist es nicht unerheblich und „nur“ typischer „Jugend-Slang“, wenn „schwul“ als Schimpfwort genutzt wird. Ob tatsächlich eine gleichgeschlechtliche Orientierung gemeint ist oder nicht, ist für den schwulen Jugendlichen, der dies ebenso wie die ausbleibende Intervention der Fachkräfte mitbekommt, völlig unerheblich. Für ihn ist klar, dass seine Orientierung an diesem Ort diskriminiert wird.

Die Häufigkeit ausbleibender Intervention bei schwulenfeindlichen Äußerungen durch Fachkräfte (anders als z.B. bei ausländerfeindlichen Parolen), die immer wieder berichtet und beobachtet wird, ist auf die Unsicherheit, thematische Überforderung und mangelnde Sensibilität der Fachkräfte zurückzuführen. Auch hier findet eine Form von Marginalisierung statt, die nicht selten mit einer eigenen, nicht abschließend geklärten Haltung zusammenhängt. Gerade bei männlichen Fachkräften der Jugendarbeit und Lehrern besteht häufig die Sorge, bei entsprechender Intervention selbst in den „Verdacht“ zu geraten, schwul zu sein und hierdurch Akzeptanz und Respekt einzubüßen.

Um einen Einladungscharakter für junge Schwule „schaffen“ zu können, ist die Reflexion der eigenen Haltung sowie der eigenen Ängste unerlässlich. Nur mit einer klaren Haltung und entsprechender Sensibilität für die Lebensrealität von jungen Schwulen ist es möglich, ein akzeptierendes Klima im eigenen Arbeitsbereich zu organisieren. Eine offensiv vertretene Position, die die Vielfalt der Lebensformen als Bereicherung annimmt, ist ein klares Signal sowohl an die heterosexuellen Jugendlichen als auch an schwule Jugendliche, die für diese positiven Signale in der Zeit des Coming-Out sehr sensibel sind.

Neben der eigenen Positionierung für Vielfalt, die sich ohne einen konkreten diskriminierenden Anlass darin ausdrücken kann, einen Jungen selbstverständlich(!) zu fragen, ob er einen Freund oder eine Freundin hat, statt lediglich nach einer Freundin zu fragen, gibt es personenungebundene Möglichkeiten. Das Aushängen eines thematischen Plakates oder eines Flyers (z.B. einer schwulen Jugendgruppe in der Nähe) ist ein wichtiges Signal für schwule Jungen, dass das Thema und somit auch sie selbst hier einen Platz haben. Zugleich erleichtert es ihnen ggf. den frühen Zugang zu anderen jungen Schwulen.

Ebenfalls als Signal oder zur Thematisierung eignen sich einige Filme, in denen schwule Männer nicht verzerrt dargestellt werden.

Weiterhin ist eine Kooperation mit einer schwul-lesbischen Jugendgruppe, einem Jugendzentrum, einer Beratungsstelle oder einem SchLAu-Team zu empfehlen. SchLAu ist ein mehrfach ausgezeichnetes Aufklärungsprojekt, bei dem junge Lesben und Schwule Schulklassen und Jugendeinrichtungen besuchen. Hier kommen sie, durch eine Methodensammlung gestützt, mit den überwiegend heterosexuellen Jugendlichen in ein offenes Gespräch, das dem Abbau von Vorurteilen und Diskriminierung dient, heterosexuelle Jugendliche in ihrer Identitätsfindung und -festigung unterstützt und darüber hinaus hilft, bestehende Rollenmuster zu reflektieren.

Bei einem geeigneten Klima suchen junge Schwule in der Regel von sich aus die Unterstützung und das Gespräch. Selten hilfreich ist die – meist gutgemeinte – Frage, ob man schwul ist. Hier ist zu bedenken, dass die Jungen häufig große Anstrengung darauf verwenden, nicht als schwul aufzufallen. Die Identifizierung geht somit häufig einher mit dem Gefühl, gescheitert zu sein und als schwul aufzufallen, was mit großen Ängsten verbunden ist. Ebenso fühlen sich junge Schwule durch die „Ermutigung“ zum Coming-Out häufig überfordert. Erfahrungsgemäß wissen die jungen Schwulen selbst am besten, wann für sie der richtige Zeitpunkt ist, das äußere Coming-Out anzugehen.

Inhalte der Diskussion beim Fachforum der Konferenz

Beim Fachforum der Fachkonferenz wurden, nach dem einführenden Input zu Beginn, folgende Themen bzw. Fragestellungen angesprochen und diskutiert:

– Toleranz vs. Akzeptanz

Junge Schwule wollen nicht toleriert (ertragen), sondern akzeptiert (angenommen) werden. Sie wollen teilhaben und nicht am Rand stehen. Diese Unterschiede nehmen sie sensibel wahr.

– Abgrenzung – Ausgrenzung

Jugendliche nutzen zur Identitätsentwicklung Identifikation und Abgrenzung. Die Aufteilung der Welt in „Wir“ und „Die“ ermöglicht ihnen ein Zugehörigkeitsgefühl (zu bestimmten Gruppen) sowie Individualität.

Gerade in unsicheren Zeiten mit vielfältigen Gestaltungsoptionen, allerdings auch Risiken zu scheitern besinnen sich Jugendliche auf die weniger werdenden „Normen“, zu denen Heterosexualität zu zählen ist. Hierbei sind die Ausgrenzungstendenzen höher bei Jugendlichen mit geringeren Gestaltungsoptionen.

Die Jungen benötigen also Alternativen und andere Formen zur Abgrenzung.

– Männlich – Weiblich

Auffällig ist, dass es häufig, wenn das Wort „schwul“ fällt, weniger um gleichgeschlechtliche Orientierung als vielmehr um die Sanktionierung „typisch weiblicher“ Verhaltensweisen/Eigenschaften geht. Es handelt sich hierbei also um eine erneute Verfestigung der tradierten Rollenzuschreibungen. Durch die Abwertung des vermeintlich Weiblichen nehmen sich auch heterosexuelle Jungen Chancen, neue Erfahrungen zu machen und ihren Rollenmix zu erweitern.

Die intensive Thematisierung und Reflexion von Geschlechterrollen, die allerdings auch das Ernstnehmen der Differenzierung beinhaltet, erweitert die Optionen der Jungen und ist zudem eine Maßnahme zum Abbau der Diskriminierung von Schwulen.

– Homosexualität und Zuwanderung

Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte sind stärker feindlich gegenüber Schwulen eingestellt, als Jugendliche ohne Zuwanderungsgeschichte. Dies hängt mehr mit traditionellen Männlichkeitsnormen als mit Religiosität zusammen. Die Ablehnung steht zudem, wie eine Erhebung des LSVD aus 2008 ergab, in Zusammenhang damit, wie sehr sich die heterosexuellen Jugendlichen selbst diskriminiert fühlen.

Nicht nur, aber gerade bei Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte ist deshalb auf die Verbesserung ihrer Gestaltungsoptionen zu achten, um Diskriminierung zu reduzieren. Gerade schwule Jugendliche mit eigener Zuwanderungsgeschichte bedürfen besonderer Unterstützung.

– *Schwule mit Behinderung*

Schwule Jugendliche mit Handicap stellen eine doppelt diskriminierte Gruppe dar, die besonderer Unterstützung bedarf. Hier gibt es auch im Bereich der Lesben- und Schwulenprojekte erheblichen Nachholbedarf.

– *Schwule Jungen und stationäre Jugendhilfe*

Im Alltag der Jugendhilfe sind schwule Jugendliche besonderen Herausforderungen ausgesetzt. Bestehende Regeln sind häufig schwer auf die Lebenswelten von jungen Schwulen zu übertragen (z.B. Besuchsregeln, Übernachtungsbesuch). Der Zusammenhang von auftretenden Schwierigkeiten mit der Homosexualität des Jugendlichen wird häufig nicht erkannt oder negiert, was eine Bearbeitung unmöglich macht. Der schwule Jugendliche ist auf engstem Raum einer tendenziell homophoben Gleichaltrigengruppe ausgesetzt, die vor dem Hintergrund geringer eigener Gestaltungsoptionen sogar stärker zur Diskriminierung neigt als der Durchschnitt.

Neben der Schaffung von spezialisierten Angeboten für junge Schwule (nach Berliner oder Erfurter Beispiel) sind hier eine stärkere Sensibilisierung und Strategien zum Abbau von Homophobie notwendig.

Kontakt

Torsten Schroth

Sozialverein für Lesben und Schwule e.V., Teinerstraße 26, 45468 Mülheim an der Ruhr

Quellen, weiterführende Literatur und Kontakte

Forschungsergebnisse:

Senatsverwaltung für Schule, Jugend und Sport Berlin, 1999: Sie liebt sie. Er liebt ihn. Eine Studie zur psychosozialen Situation junger Lesben, Schwuler und Bisexueller in Berlin

Niedersächsisches Ministerium für Frauen, Arbeit und Soziales, 2001: Schwule Jugendliche: Ergebnisse zur Lebenssituation und sexueller Identität

Schwules Netzwerk NRW 2005: Wir wollens wissen. Befragung zur Lebenssituation von lesbischen und schwulen Jugendlichen

Maneo (2007/2008): Maneo-Umfrage zu Gewalterfahrungen von schwulen und bisexuellen Jungen und Männern in Deutschland

Simon, Bernd, 2008: Einstellungen zur Homosexualität – Ausprägungen und psychologischer Korrelate bei Jugendlichen ohne und mit Migrationshintergrund

Landeshauptstadt München 2011: Da bleibt noch viel zu tun...! Befragung von Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe zur Situation von lesbischen, schwulen und transgender Kindern, Jugendlichen und Eltern in München

Beschlüsse und Richtlinien

Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter 2003: „Sexuelle Orientierung ist ein relevantes Thema der Jugendhilfe“

Ministerium für Schule und Weiterbildung, Wissenschaft und Forschung des Landes NRW, 1999, Richtlinien zur Sexualerziehung in Nordrhein-Westfalen

Schwul-Lesbische Aufklärung und Schule

www.schlau-nrw.de

www.schule-der-vielfalt.de

Schwul-Lesbische Jugendzentren

Dortmund: www.sunrise-dortmund.de

Düsseldorf: www.puls-duesseldorf.de

Essen: Cafe Vielfalt, www.cafe-vielfalt.de

Gelsenkirchen: The Point, www.thepoint-gelsenkirchen.de

Köln: anyway, www.anyway-koeln.de

Mülheim an der Ruhr: enterpride, www.enterpride.de

Region Niederrhein: together, www.svls.de

Weitere Gruppen, Vereine und Beratungsstellen für Lesben und Schwule in NRW

www.schwules-netzwerk.de (Landesverband mit unterschiedlich spezialisierten Vereinen/Gruppen)

www.lesben-nrw.de (Landesverband mit unterschiedlich spezialisierten Vereinen/Gruppen)

www.vielfalt-statt-gewalt.de (Übersicht)

Forum 5

Kann ich Jungs vor Kriminalität schützen?

**Rüdiger Funk, Prädikant (EKiR),
Evangelische Gefängnisseelsorger, Wuppertal**

Eine Frage, die uns immer wieder beschäftigt. Die Sorge, dass ich als Jungenarbeiter vielleicht wichtige Hinweise übersehen habe. Und letztlich die Angst, Verantwortung für etwas zu übernehmen, was ich nicht selbst steuern kann.

Darum lautet die Frage eigentlich: Kann ich meine Jungs vor Kriminalität schützen? Diese Frage stelle ich mir im Alltag immer wieder. Ich suche nach Indikatoren für delinquentes Verhalten. Ich lese wissenschaftliche Erhebungen und hoffe immer auf die richtige Beobachtung.

Doch heute, bei diesem Fachforum bei der Konferenz „Praxis der Jungenarbeit“, bin ich in meiner Eigenschaft als Gefängnisseelsorger hier, eine Tätigkeit, die ich ehrenamtlich mache. Und nun, nach 20 Jahren Erfahrung im Jugendvollzug, wurde ich vom Veranstalterkreis gebeten, meine Gedanken und Erfahrungen weiterzugeben.

Jetzt könnte man kritisch anmerken: Wenn die Jungs bei mir im Knast angekommen sind, dann ist es doch eigentlich schon zu spät – oder? Meine Antwort lautet: Nein! Denn Jungs im Knast fangen an, über sich zu reden. Und die Jungs im Knast geben uns die Antwort auf unsere Frage, ob wir sie vor Kriminalität hätten schützen können.

Und das setze ich ganz vorne weg: Ich kann nicht jeden Jungen schützen!

Also nehme ich Sie als Teilnehmende dieses Fachforums mit in die Welt meiner Jungs, die uns in unseren „normalen“ pädagogischen Bezügen zu Jungen verborgen bleibt, aber aus der wir für unsere Jungenarbeit einiges lernen können.

Vorab eine Empfehlung: Es lohnt, sich mit der „Polizeilichen Kriminalstatistik“ zu beschäftigen, die jedes Jahr vom Innenministerium der Länder veröffentlicht wird (Informationen unter: www.mik.nrw.de). Fallen Sie nicht auf die Polemik der Presse rein, die unsere Jugendlichen kriminalisiert. Die Jugendkriminalität geht zurück; auch die Deliktarten sind andere, als wir dies subjektiv empfinden. – Außerdem ist es meine feste Überzeugung, dass es in den nächsten Jahren in NRW zu viele Haftplätze für Jugendliche geben wird. (Das ist gefährlich, da leere Haftplätze politisch schlecht sind.)

Viel Spaß beim Stöbern – das ist übrigens auch ein gutes Thema für jede Jungengruppe.

Das Jugendgerichtsgesetz (Kommentar Eisenberg zum JGG, Beck Verlag) definiert in § 3 die strafrechtliche Verantwortung. Das Strafmündigkeitsalter von 14 Jahren ist durch die Rechtsauslegung gewachsen. Hiernach ist ein Jugendlicher strafrechtlich dann verantwortlich, wenn „er zur Zeit der Tat nach seiner sittlichen und geistigen Entwicklung reif genug ist, das Unrecht der Tat einzusehen und nach dieser Einsicht zu handeln“. Hier steht also ganz vorne weg der Gedanke der Reife und des Bedenkens. Das Gesetz misst dem Entwicklungsstadium somit besondere Bedeutung zu.

Doch nun zu der versprochenen „Reise in die Welt meiner Jungen“.

Ich habe vier Jahre die Strafhaft, 10 Jahre die Untersuchungshaft von Jugendlichen und zuletzt ca. sechs Jahre den Jugendarrest begleitet. Sehr viele Facetten des strafbaren Handelns nach Strafgesetzbuch sind mir dabei begegnet: Vom Fahren ohne Führerschein bis hin zum Kapitalverbrechen.

Im Laufe der Jahre habe ich für mich eine nicht-wissenschaftlich belastbare, aber dafür meines Erachtens sehr handhabbare Unterteilung von Gruppen für delinquentes Verhalten aufgestellt:

Profit-Delinquenz

- Ökonomische Motivation
 - Handlungen, über deren Unrecht und Folgen sich der Junge im Klaren ist.
 - Handlungen der Unterwelt mit dem Zweck der Erzielung eines wirtschaftlichen Vorteils zu Lasten Anderer.

Non-Profit-Delinquenz

- Psychosoziale Motivation
 - Handlungen aus einer mangelnden Ordnung.
 - Handlungen aus einer nicht vorhandenen bzw. nicht ausgeprägten Ich-Fürsorge.
 - Dissoziationshandlungen (Trennung von Gedanken und Gefühlen).
 - Handlungen im Zusammenhang von traumatischen Erlebnissen (WHO-Definition: „Traumata treten durch Ereignisse auf, die die normalen Anpassungsstrategien des Menschen überfordern.“).

Betäubungsmittelkonsum

- Schnittmenge
 - Sucht sucht sich ihre Opfer.
 - Folgen wie aus psychosozialer Motivation.
 - Beschaffungskriminalität – heißt, unter Zwang handeln zu müssen.

Dann gibt es noch eine Gruppe, die möchte ich gerne vorweg ansprechen: Das sind die Jungs, die aus Neugierde oder Dummheit handeln – und obwohl sie eigentlich wissen, dass sie z.B. nicht am Moped rumschrauben oder klauen dürfen. Diese Jungs machen eine wichtige Grenzerfahrung im Kontakt mit Polizei, Staatsanwaltschaft, Jugendgerichtshilfe und Justiz. Und für einige von ihnen sind Trainingskurse, Sozialstunden oder Jugendarrest eine Lebenserfahrung, auf die sie gerne verzichtet hätten. Um diese Gruppe brauchen wir uns nicht zu kümmern, denn sie haben in der Regel ein „Selbstbehandlungs-Gen“, was ihr Selbstfürsorge-Ich anspricht. „So etwas habe ich einmal gemacht und nie wieder ...“

Ich komme zurück zu den anderen delinquenten Gruppen. Mit welchen Folgen müssten sie rechnen? Ich frage das bewusst bezogen auf den resozialisierenden Ansatz unserer Gesetzgebung – und nicht etwa bezogen auf Strafe (oder gar Vergeltung).

Ich bleibe bei der Unterteilung, die ich zuvor aufgestellt habe:

Profit-Delinquenz

- Folgen des Jugendgerichtsgesetzes und des Strafgesetzes
 - Judikative und Exekutive Gewalt.

Non-Profit-Delinquenz

- Es müsste eine Anamnese oder Diagnostik der lebensgeschichtlichen Verletzungen, der Bindungen und Ressourcen erstellt werden.
 - Themen der Pädagogik, Psychologie oder gar der Psychiatrie.

Betäubungsmittelkonsum

- Es müsste eine (ärztlich begleitete) Therapie durchgeführt werden bzw. im extremsten Fall eine Anordnung nach § 64 StGB
 - Nach dem WHO-Diagnoseschema (ICD) gelten Jungen, die Drogen gebrauche, als behandlungsbedürftig.

Themen, die für jungen und Jungenarbeiter gleichermaßen relevant sein können

Als Seelsorger schaue ich auf die verschiedenen Themen, die ich mit den Jungen besprechen kann, da für ihre Lebenssituation relevant. Diese Themen bilden zugleich die „Brücke“ zu Ihrer Arbeit mit den Jungen, da sie deren Sorgen und Nöte abbilden. Die verschiedenen Formen delinquenten Verhaltens stehen nur für die von außen sichtbaren Jungenbilder.

Bei „Profit-delinquenten Jungen“ rede ich über Themen wie:

- Schuld
- Täter-Opfer-Situation
- Gesellschaftliches Zusammenleben
- Werte („verrechnet“)
- Haftsituation
- Soziale Bindungen u. a.

Gleichwohl muss ich feststellen: Diese Gruppe ist im Vollzug diejenige, die man kaum erreichen kann - die von daher auch nicht zugänglich ist für Angebote der Jungenarbeit. Diese Jungen würden nie mit Jungenarbeitern über ihre Pläne sprechen. Was sie tun, tun sie bewusst und vorsätzlich. Mit anderen Worten: Diese Jungen können wir nicht schützen, wenn sie uns nicht erlauben, ihr Werteverständnis zum Thema zu machen

Bei „Non-Profit-delinquenten Jungen“ rede ich über Themen wie:

- Lebensgeschichte
- Selbstfürsorgliches-Ich

- Selbstwahrnehmung
- Gefühle
- Liebe und Bindungsfähigkeit
- Eigene Sexualität
- Gewalt(erfahrungen)

Bei Jungen mit Betäubungsmittelkonsum rede ich über Themen wie:

- Folgen der Sucht
- Selbstachtung
- Therapiebereitschaft

Bei diesen beiden Gruppen handelt es sich um den größten Teil der Jungs im Vollzug (nach meiner Schätzung ca. 70 bis 80 Prozent). Und nun möchte ich einige Indikatoren auflisten, auf die Sie in Ihrer Jungenarbeit auch achten könnten.

In dem Buch von Wilma Weiß „Philipp sucht sein Ich“ (Juventa-Verlag, Seite 41) heißt es treffend: Das vergangene ist nicht tot, es ist nicht einmal vergangen. Es geht ganz klar um das Thema der traumatischen Erlebnisse. Und ganz schlimm finde ich es, wenn Opfer zu Tätern werden, weil es wieder neue Opfer zur Folge hat.

Ihre lebensgeschichtlichen Erfahrungen haben mir viele der Jungen geschildert. Mein Vorteil ist es, dass sie mit dem „Pfarrer im Knast“ reden. Seine Schweigepflicht und gleichzeitig das Eingesperrt sein lösen eine Gesprächsbereitschaft aus, nach der sich „draußen“ alle sehnen. – Die Jungs machen vor keinem Thema halt und lassen es ganz schnell zu, dass ich ihre dunkelsten Stellen, tiefsten Sehnsüchte und ihre Ängste kennenlerne. Nur: Der Knast, und gerade der Jugendarrest ist ein stetiger Wettlauf gegen die Zeit.

Prägende Themen der Jungen, mit denen sie sich im Gespräch öffnen, sind:

- *Trennung von Eltern(-teilen), neue Beziehungen der Elternteile*
Ganz besonders fällt der Konflikt auf, wenn der Junge Familienverantwortung übernommen hatte und jetzt der „Neue“ da ist.
- *Abwesenheit von männlichen Vor- oder Identitätsbildern ...*
... spielt eine ganz große Rolle rund um das Thema „Teenager-Schwangerschaften“.
... hat große Bedeutung, wenn der eigene Vater inhaftiert ist.

- *Psychisch kranke oder Drogen gebrauchende Eltern(teile)*
Ein wichtiger Indikator kann hier sein, wenn Jungs nie Freunde mit nach Hause nehmen und hierfür immer eine andere ausrede parat haben.
- *Beziehungslosigkeit und Beziehungssucht ...*
... „Klammern“ an Freundin, die panische Angst verlassen zu werden.
... Sex-Sucht.
- *Generationentausch*
Beraubt ums Kind-Sein.
Großer Anteil von Missbrauch alleinerziehender Mütter, die ihren Sohn mit ca. 12 Jahren als Partnerersatz sehen. Der Sohn wächst angesichts der Bedeutung dieser Aufgabe natürlich „über sich hinaus“ und wird zum Mutterbeschützer
- *Armut und soziale Benachteiligung*
- *Eigene oder miterlebte Misshandlungen*
Hoffentlich schaffen es Jungs, hierüber im mit Jungenarbeitern wie Ihnen zu sprechen.
- *Sexualisierte Gewalt (Verrat, Hilflosigkeit, Stigmatisierung)*
- *(Re)Inszenierung von Opfer- und Täterrollen*
Der Junge will raus aus seiner Opferrolle und tut doch das Gleiche.
- *Mangelnde Eigenverantwortung, keine Selbstregulation*
- *Strukturlosigkeit, mangelnde Ordnung, kommt zum Ausdruck durch ...*
... verfrühtes Autonomiestreben
... Selbstverwahrlosung.
... Prostitution.
- *Dissoziation als Schutz vor Emotionen und Körperwahrnehmung*
- *Schuldumkehr*
Alle haben ja auch recht, weil man ja „so schlimm“, „so dumm“ und „nicht liebenswert“ ist.
- *Suizidale Gedanken*
Häufiges Reden vom Tod.
„Meine Eltern hätten es leichter, wenn ...“
- *Suche nach der sexuellen Identität*
Wenn Jungs suchen, was richtig ist ...
Mit wem sollten vaterlose Kinder über ihre Sexualität reden, wenn nicht mit Jungenarbeitern?

Es geht letztlich darum, dass wir das Vertrauen der Jungen brauchen. Sie müssen erzählen und uns mitnehmen in „ihre Welt“. Kriminalität ist ganz oft Verzweiflung, ein Hilfeschrei gepaart mit Sehnsucht. So zumindest meine Erfahrung!

Als Seelsorge habe ich mir vorgenommen:

Lassen wir die Jungen-Seelen ...

lassen wir die jungen Seelen ...

... nicht allein, denn sie brauchen ein Pflaster für die Seele.

Kontakt

Rüdiger Funk, Frankenplatz 7, 42107 Wuppertal

Forum 6

Was Jungen in der Schule suchen – und wie Fachmänner sie stärken können

Bernd Hellbusch, Gelsenkirchen

Das Fachforum zu „Jungen und Schule“ bei der Konferenz „Praxis der Jungenarbeit“ hatte das Ziel, den teilnehmenden Männern in zweierlei Hinsicht eine Orientierung anzubieten:

- a) Einen zusammengefassten fachlichen Input zur Frage, „was Jungen in der Schule suchen/brauchen“.
- b) Eine Sensibilisierungsübung (mit kurzer Reflexion) zu eigenen Erfahrungen der Teilnehmer mit Demütigung, Einschüchterung und Gewalt (als Opfer oder Zeuge) und dazu, wer oder was ihnen in besonderer Weise geholfen hat, die Situation zu bewältigen.

Ferner sollten Anregungen in methodischer Hinsicht vermittelt und in der Gruppe ausgetauscht werden, wie emotional lebendig zu diesem Thema mit Jungen in Gruppen gearbeitet werden kann.

Die Situation von Jungen in der Schule

Wer sich die Situation von Jungen am Lern- und Lebensort Schule anschaut und ihre besondere Schutzbedürftigkeit reflektiert, der gerät schnell in eine Zwickmühle:

– Jungen werden massenhaft Opfer in der Schule. Eine Studie der Universität München hat ergeben, dass bundesweit rund eine halbe Million Schüler und Schülerinnen gemobbt werden. Zusätzlich ist von einer hohen Dunkelziffer auszugehen.

Gesicherte Forschungsangaben zur Geschlechterdifferenzierung liegen kaum vor. Tendenziell verdeutlicht das Ergebnis aber, dass „Jungen insgesamt gesehen häufiger Täter und auch Opfer in den körperlichen Formen des Mobbing“ sind; von verbalen und psychischen Attacken sind Jungen und Mädchen in etwa gleich häufig betroffen (Quelle: www.forum-schule.de – Forschung-Mobbing unter Schülern).

- Andererseits geraten auch Jahrzehnte nach dem Klassiker „Kleine Helden in Not“ von Reiner Neutzling und Dieter Schnack (Reinbek 1990) die meisten Jungen eigentlich durch nichts in Not: Wenn sie es tun, ist „tapfer leiden“ immer noch „männlicher“ als „Opfer zu sein“; das geht eigentlich gar nicht.

Jungen leugnen entsprechend konsequent Hilflosigkeit, Ohnmachtserfahrungen, Demütigungen, eigene Schutzbedürftigkeit gerade in einem öffentlichen Raum wie Schule – einem der bedeutsamsten Orte männlicher Inszenierungen.

Als Jungenarbeiter ist man hier deshalb gleich mit mehreren Fragen konfrontiert.

- Mit welcher Haltung (und welchem Wissen) begegne ich diesen Jungen?
- Auf welcher Grundlage kann ich mit den Jungen in Kontakt treten?
- Wie kann ich an ihren positiven Zielen und Ressourcen ansetzen und nicht gleich anfangen, erneut selbst „Salz in ihre Wunden“ zu streuen ?

1. Was Jungen in der Schule suchen bzw. brauchen

Ich setze in meiner Arbeit gern bei dem an, was Jungen in der Schule suchen. Nicht bei den offiziellen Lehrplänen und Curricula, sondern bei den persönlichen Suchbewegungen von Jungen, die vor der Entwicklungsaufgabe stehen, sich selbst als Junge/Mann zu begreifen und zunehmend differenziert und mit individueller Einzigartigkeit verstehen und präsentieren zu können (vgl. Jürgen Budde. Bildungs(miss)erfolge von Jungen und Berufswahlverhalten bei Jungen/männlichen Jugendlichen. Bonn/Berlin 2008; Seite 39 ff.).

Bei ihren Konstruktionen von Männlichkeiten unterstelle ich den Jungen, dass ihnen drei Ziele und Erfahrungen besonders wichtig sind:

- a) Im Vollkontakt mit sich – sich mit allen Sinnen und Gefühlen erleben.
- b) Dabeisein ist alles – Status-Gewinn in der Gruppe.
- c) Hauptsache männlich – kleiner Mann von Anfang an.

Zu a) Im Vollkontakt mit sich – Erleben, erfahren, Gefühle

Wenn Jungen z.B. von „Spaßkloppe“ reden oder davon, dass Gewalt „lustig“ (= lustvoll) ist, dann fehlt ihnen in vielen Fällen die Fähigkeit, sich in die Zusammenhänge und Auswirkungen ihrer Handlungen einzufühlen. Diese Äußerungen geben andererseits aber auch wieder, dass Jungen Formen des direkten, unmittelbaren Kontaktes zu sich und anderen suchen und oftmals positiv erfahren.

„Jungen nutzen aggressives Verhalten für den legitimen Körper-Kontakt mit anderen, was von außen wie Gewalt aussieht (und oft auch so erlebt wird).“ (nach: Reinhard Winter, Mitschrift bei der Konferenz „Praxis der Jungenarbeit“, Köln 2008)

Jungen erleben Gewalthandlungen intensiv und spannungsvoll. Heftige Emotionen können gelebt und ausagiert werden. Sie kommen an Grenzen, körperlich und mental; sie entdecken ihre Grenzen, lustvoll und schmerzhaft – und auch dadurch, dass sie sie überschreiten.

Durchlittene Erfahrungen machen in vielen alten Märchen und neuen Filmen Jünglinge zu Helden, zu ganzen Männern. „Ach, wenn mir`s nur gruselte!“ – das ist der geradezu verzweifelte Wunsch des jugendlichen Helden im Grimmschen „Märchen von einem, der auszog, das fürchten zu lernen“. Ist es ein Geschenk oder Dummheit, keine Furcht zu kennen? Oder ist in Wahrheit der ein Held, der Ängste ausspricht, der sich ihnen aussetzt, sich ihnen stellt, um mehr über sich selbst, seine Fantasien, seine Wirklichkeit, das eigene Ich zu erfahren?

„Grusel bedeutet nichts anderes als Lust an der Angst – Lust also an etwas sonst so gar nicht Lustvollem? Aber Angst bedeutet auch äußerste Anspannung der Sinne und des Verstandes; wem es gruselt, der ist wacher, als wenn er eine Kanne Kaffee getrunken hätte.“ (Quelle: www.deutschesfachbuch.de)

Gewaltförmiges Handeln bietet Jungen die Möglichkeit, heftige Gefühle kennenzulernen. Wut, Angst, Machtgefühle. Und es ist auch möglich, unerwünschte Gefühle umzukehren. Unterdrückte Traurigkeit, Ängste, Verletzlichkeit, Kränkungen, Verzweiflung können in expressive Gefühle von Überlegenheit, Macht und Hass verwandelt werden.

Der Selbstschutz von Jungen vor unangenehmen Gefühlen ist legitim. Die „Nebenwirkungen“ solcher Umkehrungen sind in der Tat „riskant“. Für die Jungen und für andere.

Insbesondere Gefühle von Ohnmacht und Hilflosigkeit müssen manche Jungen vehement abwehren, weil sie diese als existenziell bedrohlich erleben. Für die Abwehr von Versagensängsten, insbesondere vor dem Versagen „kein Mann zu sein“, kann Gewalt nützlich sein.

Im Märchen steht am Ende gefährvoller Abenteuer voller Entbehrungen und Verwundungen in der Regel ein „gutes Ende“, meist mit der für junge Männer lebenswichtigen Lektion, dass ihre eigenen Kräfte allein nicht reichen und sie mit Unterstützung von Freunden oder freundlichen Erwachsenen, gern auch emotional lebendigen und selbst-reflektierten Jungenarbeitern, heil (im Sinne von griechisch holos = ganz) heimkehren.

Und oft auch durch die Mitwirkung „weiser Frauen“. Aber das ist eine andere Geschichte...

Zu b) Dabei sein ist alles – Status-Gewinn

Für viele Jungen haben Statusthemen, insbesondere die soziale Zugehörigkeit zu einer bzw. mehreren Bezugsgruppen, eine hohe Bedeutung.

Wer sie sind oder wer sie sein möchten, leitet sich von ihrem Status in sozialen Bezügen ab. Neben der Bedeutung des eigenen Status in der Gruppe, bietet die Gruppe durch die anderen Mitglieder mit ihren Stärken und Fähigkeiten und als Gruppe insgesamt Anerkennung, Orientierung, Sicherheit.

Nicht jeder Junge kann Chef sein, muss er auch nicht. Dabei sein ist alles. Nicht dabei sein, nicht zur Gruppe zu gehören ist für viele eine Katastrophe.

Sinnhaftigkeit und Wirkung des Status „Ich bin dabei!“ gehen oft weit über das enge soziale Bezugsfeld der Gruppe hinaus.

Wo Gewaltaktionen als „cool“ bezeichnet werden und bestimmte Gewaltformen als Kompetenz angesehen werden, kann Gewalt der Statussicherung dienen; sie kann von Jungen aber auch als Handlungsmuster eingesetzt werden, um eine erfahrene Statusabwertung auszugleichen bzw. eine Statusdemontage zu verhindern.

Hierzu ein Praxisbeispiel:

In der 6. Klasse einer Realschule befinden sich 11 Jungen und 14 Mädchen. Alle 11 Jungen zeigen sich tendenziell leistungsschwach und sozial auffällig. Alle 11 Jungen erhalten zum Halbjahreszeugnis einen „blauen Brief“, weil ihre Versetzung gefährdet ist. Keiner der Jungen hat in der letzten Englischarbeit eine bessere Note als „Mangelhaft“ bescheinigt bekommen.

Die Jungen fallen immer wieder durch risikoreiches und rüpelhaftes Verhalten auf, wie „das Werfen von Schneebällen in den Pausen“ und angeandrohte Übergriffe gegen leistungsstarke Mädchen.

Zu c) Hauptsache männlich – Kleiner Mann von Anfang an

Für Jungen stellt sich – angefangen im Alter von zwei bis drei Jahren – kulturell die wichtige Aufgabe, ihre Männlichkeit zu demonstrieren. Von ihnen wird erwartet, dass sie „Geschlechter“ unterscheiden, das eigene und das andere Geschlecht erkennen und ihr eigenes Geschlecht, ihre Männlichkeit zeigen können („Bildung einer ersten Geschlechtsidentität“).

Jungen bilden und reproduzieren in dieser Altersspanne erste Geschlechtsstereotypen, zeigen ein spielerisches und manchmal stark typisiertes Geschlechtsrollenverhalten.

Entsprechend zeigen Untersuchungen, dass Kinder das Geschlecht von Erwachsenen eher richtig bestimmen können als bei Gleichaltrigen oder sich selbst. Kinder gehen in diesem Alter oft noch davon aus, das Geschlecht später selbst auswählen zu können (vgl. Doris Bischof-Köhler: Von Natur aus anders. Frankfurt 2010).

In diesem Alter machen viele Jungen und Mädchen Bekanntschaft mit öffentlicher Erziehung, kommen in den Kindergarten, treffen auf neue Bezugspersonen und auf viele andere Kinder. Mädchen orientieren sich in dieser Phase an den Erzieherinnen und an Gleichaltrigen und übernehmen Eigenschaften, Fähigkeiten und äußere Symbole der Geschlechtszugehörigkeit bzw. wählen aus ihnen aus.

Die Jungen werden in dieser Zeit oft von Trennungsängsten, Abhängigkeitsgefühlen, Bindungswünschen und Autonomiebestrebungen hin und her gerissen. Sie können sich bezogen auf die Entwicklung ihrer männlichen Geschlechtsidentität nicht (oder kaum) an den weiblichen Vorbildern orientieren. Für sie ist eher eine aggressive Abgrenzungsleistung erforderlich („Ich bin nicht so wie Du“), gerade dann, wenn ihnen keine nahen männlichen Bezugspersonen zur Verfügung stehen.

Im Ergebnis wenden sie sich eher den gleichaltrigen Jungen zu und schließen sich als Gruppe, Bande, wilde Kerle zusammen. Folge dieser „Selbsthilfeaktion“ ist ein oft rigides, starres und stark stereotypes Rollenverhalten.

Wichtige Herausforderungen wie

- Selbstvertrauen als Junge entwickeln und sich mit Schwächen akzeptieren,
- (Körper-)Gefühle ausdrücken und verstehen,
- Konflikte lösen lernen

gelingen vielen von ihnen in diesem Kontext oft eher schlecht als recht, zwanghaft statt gelassen, herabsetzend statt einfühlsam, abweisend statt hilfsbereit, grob statt feinfühlig (vgl. Tim Rohrmann: Gender in Kindertageseinrichtungen. Frankfurt 2009).

Im Schulalter setzt sich dies fort, erweitern und differenzieren sich diese Geschlechterbilder und die Möglichkeiten zur Gestaltung von Geschlechterbeziehungen.

2. Sensibilisierungsübung

Wer mit Jungen in Sachen „Schutzbedürftigkeit“ in Kontakt geht, der wird schnell merken, dass die Jungen spüren wollen, woran sie sind: Kommt da ein großer Meister, Held und Alleskönner, der ihnen erzählen will, was sie alles falsch machen? Oder was ist das für ein Typ?

Die Sensibilisierungsübung, die im Fachforum bei der Konferenz ausprobiert wurde, diente dazu, dass die teilnehmenden Männer (wie oben beschrieben) „in Vollkontakt mit sich“ und mit den eigenen unangenehmen Gefühlen in Berührung kommen konnten.

Methodisch gelingt dies (in Anlehnung an gestalttherapeutisches und bibliodramatisches Arbeiten) z.B. dadurch, dass die Teilnehmer nacheinander gebeten werden, sich im Raum jeweils zwei ausgelegten Kreisen zu nähern. Ein Kreis ist mit einer farbigen Karte belegt, auf der Begriffe stehen wie „Demütigung“, „Klein-gemacht“, „Gewalt“. In dem anderen Kreis liegt eine andere Karte mit Begriffen wie „Ressourcen“, „eigene Fähigkeiten“, „Hilfe von außen“.

Die Erkenntnisse der Neurobiologie und Hirnforschung (vgl. Gerald Hüther: Die Macht der inneren Bilder. Göttingen 2010) nutzend, werden die Teilnehmer dann gebeten, sich an eigene Erfahrungen zu erinnern. Dabei besteht jederzeit die Möglichkeit, sich mehr zu nähern oder wieder mehr in Distanz zu gehen. Die Übung ist keine Mutprobe und es besteht kein Zwang mitzumachen. Wer sich unwohl fühlt, kann jederzeit aussteigen und sich auf seinen Platz im Stuhlkreis setzen. Eine Wahlmöglichkeit zu haben, Eigenverantwortung/Kontrolle über die Situation zu besitzen, ob und wie ich mich einlasse, sind in diesem Zusammenhang besonders wichtig. – Da die Gruppe der Teilnehmer am

Fachforum bei der Konferenz mir weitgehend unbekannt war, habe ich ihnen angeboten, bei Bedarf im Anschluss an das Fachforum für nachgehende Fragen zur Verfügung zu stehen.

Die Art und Weise, wie eine solche sehr persönliche und nahe gehende Übung eingeleitet und durchgeführt wird, bietet die Gelegenheit, die Gruppe als „geschützten Raum“ und „sicheren Ort“ zu definieren. Außerdem zeige ich mich mit meinen Kompetenzen: dass ich in der Lage bin, mich und andere mit Schwächen (Opfererfahrungen, Scheitern) zu akzeptieren, Gefühle auszudrücken und zu verstehen (zumindest stehen lassen zu können) und – last not least – sich darüber austauschen zu können.

Im Fachforum mit den Männern war im Anschluss an diese kleine Stellübung direkt ein offener Austausch möglich, mit erstaunlichen Beiträgen in dieser doch „wildfremden Teilnehmergruppe“.

3. Pommes gibt's mit Mayo oder Ketchup – wirkliches Leben gibt's nur „Mit Alles“

In der Arbeit mit Jungen habe ich gute Erfahrungen damit gemacht, zunächst selbst mit der Schilderung von eigenen Erfahrungen beispielhaft voranzugehen.

Ich erinnere mich dann z.B. an eigene Erfahrungen in meiner Schulzeit, als ich im Alter von 11 Jahren 79 kg gewogen habe, also „ziemlich kräftig“ war. Der Begriff „Adipositas“ war damals noch nicht geläufig, aber manche meiner Mitschüler fanden doch „treffende Bezeichnungen“ für mich, von denen „Fettsack“ eher noch ein freundlicher war.

Auch ein Lehrer tat sich damals besonders hervor, indem er mir – mitten in der Schulstunde vor versammelter Mannschaft – einen „lustigen Spitznamen“ verpasste.

Warum ich damals in kurzer Zeit viel an Gewicht zunahm und mir einen „Schutzpanzer“ anfutterte, das interessierte in der Schule niemanden.

Es gab zum Glück aber auch wohlwollende Personen und manches, was mir damals geholfen hat ...

Und schon bin ich mitten in einem Gespräch über persönliche Erfahrungen, über Mobbing, Stolpersteine in der Schule, Enttäuschungen, Trauer, Wut und heimliche Wünsche, die zur Sprache gebracht werden können (vgl. detailliert: Landesinitiative Jungenarbeit NRW. Sei stark und nicht gemein. Jungen und Mobbing. Informationen unter: www.initiative-jungenarbeit.nrw.de).

Aus meiner Ausbildung zum traumatherapeutischen Fachberater weiß ich, wie wichtig dieser Schritt sein kann. Als Ausgangspunkt für einen neuen Weg: Der Weg vom Zwang der Sprachlosigkeit, der inneren Verzweiflung und Ohnmacht, des Vergessen wollen/müssen, der Wiederholung hin zur heilsamen Erinnerung.

Ich danke den Männern und Frauen, die mich in meiner Biografie angeregt und unterstützt haben, meinen Weg zu finden.

Kontakt

Bernd Hellbusch, Diplom-Pädagoge, Supervisor (DGSv),
Gendertrainer (Heinrich-Böll Stiftung) und Traumaberater (ZPTN).
Zum Markt 18, 45892 Gelsenkirchen
E-Mail: bernd.hellbusch@web.de

Anhang

Informationen zur Landesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit in NRW e.V.

Voraussetzungen

Konzepte und Praxis geschlechtsbezogener pädagogischer und sozialer Arbeit von Männern mit Jungen und jungen Männern (kurz: Jungenarbeit) gibt es in Nordrhein-Westfalen – und im deutschsprachigen Raum überhaupt – seit Anfang der 80er Jahre. Seitdem findet eine langsame, aber stetige quantitative und qualitative Weiterentwicklung in vielen Praxisfeldern, Einrichtungen, Initiativgruppen und Verbänden statt.

Seit 1991 fordert das Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG) in § 9 Abs. 3, „die unterschiedlichen Lebenslagen von Mädchen und Jungen zu berücksichtigen, Benachteiligungen abzubauen und die Gleichberechtigung von Mädchen und Jungen zu fördern.“ Auch das Dritte Ausführungsgesetz zur Kinder- und Jugendhilfe in NRW enthält in § 4 die Aufforderung, geschlechtsspezifische Aspekte als Querschnittsaufgabe der Arbeit zu berücksichtigen und nennt Mädchen- und Jungenarbeit ausdrücklich in § 10 als einen Förderschwerpunkt – ein klarer Auftrag auch an Jungenarbeit.

1997 haben engagierte Fachkräfte in Düsseldorf einen landesweiten Facharbeitskreis ins Leben gerufen und damit begonnen, die Interessen von Jungen(arbeit) im politischen Raum zu vertreten und an den Beratungen zum neuen Landesjugendplan mitzuwirken – in dem dann 1999 Jungenarbeit erstmals als Querschnittsaufgabe mit eigener Förderposition verankert wurde. Aus dem Düsseldorfer Facharbeitskreis ist im November 1998 die „Landesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit in Nordrhein-Westfalen e.V.“ (kurz: LAG Jungenarbeit) hervorgegangen.

Positionen

Geschlechtsbezogene Pädagogik ist keine Methode, sondern eine Haltung und Sichtweise, die in geschlechtshomogenen wie geschlechtsgemischten Handlungsfeldern wirksam wird. Das soziale Geschlecht wird als zentrale Kategorie in den Blick genommen; Männlichkeit wird nicht als naturhaft gegeben und unveränderlich verstanden, sondern als kulturell konstruiert und in stetiger Entwicklung befindlich.

Jungenarbeit als Bestandteil geschlechtsbezogener Pädagogik bedeutet die fachkundige Begegnung erwachsener Männer mit Jungen und eine Unterstützung bei der Mannwerdung. Ziel ist es insbesondere, Jungen und junge Männer

- in ihrer Individualität wahrzunehmen und als entwicklungsfähige Persönlichkeiten wertzuschätzen,
- durch aktive Partizipation in pädagogische und soziale Prozesse einzubeziehen,
- in ihrer Entwicklung zu emotional lebendigen, sozialverantwortlichen und selbstreflexiven Persönlichkeiten zu unterstützen.

Aufgaben und Angebote

Die LAG Jungenarbeit fördert und unterstützt geschlechtsbezogene Arbeit mit Jungen und trägt bei zur flächendeckenden Anerkennung und Praxis von Jungenarbeit als Querschnittsaufgabe der Kinder- und Jugendhilfe. Sie betreibt die Fachstelle Jungenarbeit Nordrhein-Westfalen mit Sitz in Dortmund. Aufgaben und Angebote sind insbesondere:

– *Die Information von Praxis:*

Wissenswertes rund um Jungenarbeit wird kontinuierlich aufbereitet und ist „rund um die Uhr“ auf unserer Website www.jungenarbeiter.de abrufbar.

– *Die Dokumentation von Praxis:*

Wo gibt es bereits Jungenarbeit(-er)in Nordrhein-Westfalen, was bieten sie an? Das zeigt unsere „Landkarte Jungenarbeit in NW“.

– *Die Vernetzung von Praxis:*

Die LAG Jungenarbeit ist Kontaktstelle für Fachmänner, Initiativgruppen, Vereine, kleine und große Verbände, Facharbeitskreise.

– *Die fachliche Begleitung von Praxis:*

Kontinuierliche Beratungsleistungen der LAG-Männer werden ergänzt durch Arbeitshilfen wie die „Orientierungshilfe zu den Qualitäten in der Jungenarbeit“.

– *Die Qualifizierung von Praxis:*

Die LAG wirkt mit bei Fachveranstaltungen zur Weiterentwicklung geschlechtsbezogener Praxis – und initiiert Fortbildungsangebote für den Einstieg in die Jungenarbeit.

– *Die Öffentlichkeitsarbeit:*

Mit Vorträgen, Rundbriefen, elektronischer Kommunikation informiert die LAG über Entwicklungen, Positionen und mehr.

– *Die Interessenvertretung gegenüber Administration und Politik:*

Die LAG Jungenarbeit ist im landespolitischen Raum aktiv für die Anerkennung und Förderung von Jungenarbeit; zugleich stehen wir Politik, Ministerien, Ämtern als Ansprechpartner zur Verfügung.

– Die exemplarische Arbeit an aktuellen Themen:

Mit Fachveranstaltungen, Modellprojekten usw. greift die LAG aktuelle Themen wie zum Beispiel die Gewaltprävention, die Arbeit mit männlichen Migranten auf und initiiert Praxis sowie fachlichen Austausch.

Warum Mitglied werden?

Die Weiterentwicklung und Verankerung von Jungenarbeit als Querschnittsaufgabe der Kinder- und Jugendhilfe bedarf der kontinuierlichen, systematischen Begleitung durch einen aktiven, lebendigen und anerkannten Fachverband. Als Mitglied in der LAG Jungenarbeit

- kann man eigene Interessen einbringen und aktiv Einfluss auf die LAG-Aktivitäten nehmen: etwa bei der Entwicklung von Standards oder dem Ausbau der Angebote;
- wird das Engagement für Jungenarbeit im eigenen Team und/oder beim Träger gestärkt;
- sitzt man „an der Quelle“ zu Wissen und Informationen rund um Jungenarbeit;
- kann man Kontaktvermittlung oder Beratung zur Projektförderung/durchführung abrufen;
- findet man bei den Fachtreffen der LAG kollegialen Austausch;
- kann man eigene Angebote bekannt machen.

Die LAG Jungenarbeit als das Fachorgan für Jungenarbeit verfolgt die kontinuierliche Vernetzung von Trägern und Fachmännern. Mitglied werden können natürliche Personen (Fachmänner), Personengruppen (Facharbeitskreise) sowie juristische Personen (Initiativgruppen, Vereine, Verbände etc.).

Neu auf der Homepage der Landesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit NRW/Fachstelle Jungenarbeit NRW:

Grundlagen Jungenarbeit

Jungenarbeit, so Detlef Pech 2009 (vgl. Pech, Detlef: Ziele von Jungenarbeit und ihre Reibungspunkte mit Schule. In: ders.: Jungen und Jungenarbeit. Eine Bestandsaufnahme des Forschungs- und Diskussionsstandes. Baltmannsweiler, S. 71–82), ist eine der wenigen Erfolgsgeschichten der Pädagogik der letzten 10 Jahre. Neben einer quantitativen Ausweitung in den verschiedenen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe, aber auch in Schule und weiteren Institutionen formaler Bildung, erfährt diese eine qualitative Ausformung und Differenzierung, die in den letzten Jahren unter dem Stichpunkte intersektionale Erweiterung von Jungenarbeit zu fassen ist.

Ein Teil der hiermit verbundenen Diskurse sowie Aspekte der konkreten Förderung und Praxisumsetzung von Jungenarbeit in den unterschiedlichen Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe und in angrenzenden Arbeitsfeldern werden über Beiträge abgebildet, die ab September 2011 auf der Homepage der Landesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit NRW/Fachstelle Jungenarbeit NRW digital abrufbar sind. Im Sinne von „Grundlagen der Jungenarbeit“ bieten diesen einen weiteren Baustein zur Qualifizierung und fachlichen Unterstützung von Jungenarbeit (in NRW).

Aktuell finden sich dort zu folgenden Themen Beiträge, die von Mitgliedern der Landesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit NRW verfasst wurden:

- Geschichte der Jungenarbeit
- Rechtliche Grundlagen und Förderstrukturen von Jungenarbeit (in NRW)
- Handlungsfelder, hier u.a.: Offene Kinder- und Jugendarbeit, Jugendverbandsarbeit, Jugendsozialarbeit, Jugendgerichtshilfe, Schule, Sport im Jugendverein, Jugendkulturarbeit, Interkulturelle Arbeit

Dieser Homepage-Baustein wird fortlaufend erweitert. Bei Interesse besteht die Möglichkeit, insbesondere zu unterschiedlichen Handlungsfeldern, auch eigene (Praxis)Beiträge beizusteuern. Interessierte Fachmänner können sich also an der Weiterentwicklung dieser „Baustelle“ beteiligen (Kontakt siehe unten).

Weiteres unter: <http://www.lagjungenarbeit.de/grundlagen.php>

Kontakt

LAG Jungenarbeit in NRW e.V.

Ansprechpartner: Sandro Dell'Anna

Dortmund

Telefon 0231/5342174

Telefax 0231/5342175

E-Mail: s.dell-anna@lagjungenarbeit.de

Unsere umfangreiche Website zum Thema Jungenarbeit (nicht nur) in Nordrhein-Westfalen:
www.lagjungenarbeit.de

Dokumentationen „Praxis der Jungenarbeit“ 1–10

Kooperationsveranstaltungen von LVR-Landesjugendamt Rheinland,
Landesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit NW und Paritätisches Jugendwerk NRW

Praxis der Jungenarbeit 1

Dokumentation der Konferenz vom September 1999. Köln 2000. – Vergriffen

Praxis der Jungenarbeit 2

Dokumentation der Konferenz vom 13.02.2001. Köln 2002. Preis: 5,- EUR

Praxis der Jungenarbeit 3: Interkulturalität und Jungenarbeit

Dokumentation der Konferenz vom 18.04.2002. Köln 2003. Preis: 5,- EUR

Praxis der Jungenarbeit 4: Was Jungs brauchen – und Jungenarbeit bieten kann

Dokumentation der Konferenz vom 11.12.2003. Köln 2004. – Vergriffen

Praxis der Jungenarbeit 5: Jungen in der Schule – Konsequenzen für die (außerschulische) Jungenarbeit

Dokumentation der Konferenz vom 09.12.2004. Köln 2005. Preis: 5,- EUR

Praxis der Jungenarbeit 6: „Wir Indianer kennen keinen Schmerz!“ – Gesundheitsförderung in der Jungenarbeit verankern

Dokumentation der Konferenz vom 08.12.2005. Köln 2006. – Vergriffen

Praxis der Jungenarbeit 7: Jugendkulturen als Orte männlicher Inszenierung – Geschlechtsbezogene Arbeit mit Jungen in Jugendkulturen

Dokumentation der Konferenz vom 30.11.2006. Köln 2007. – Vergriffen

Praxis der Jungenarbeit 8: Keine Angst vor wilden Kerlen.

Dokumentation der Konferenz vom 22.11.2007. Köln 2008. Preis: 5,- EUR

Praxis der Jungenarbeit 9: Jungs & Sex – Vom „Großen Unterschied“ und sexueller Identitätsbildung

Dokumentation der Konferenz vom 27.11.2008. Köln 2009. Preis: 5,- EUR

Praxis der Jungenarbeit 10: Zehn Jahre Förderung in Nordrhein-Westfalen – Von der geschlechterpolitischen Vision zur pragmatischen Praxis

Dokumentation der Konferenz vom 26.11.2009. Köln 2010. Preis: 5,- EUR

Praxis der Jungenarbeit 11: Lebens- und Berufsperspektiven: Heute

Dokumentation der Konferenz vom 25.11.2010. Köln 2011. Preis: 5,- EUR

Bezugshinweise

Vergriffene Dokumentationen als kostenloser Download unter: www.jugend.lvr.de
(Pfad: Jugendförderung/querschnittsthemen/jungenarbeit)

Gedruckte Exemplare können bestellt werden bei: LVR-Landesjugendamt Rheinland,
Frau Breyer, 50663 Köln, Telefax: 0221/82 84 13 14, E-Mail: hendrika.breyer@lvr.de



